

Entscheidungen: Tim & Struppi, Marc Hayek, George Bush – eine Bilanz

Nummer 4 – 22. Januar 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCH



Der Fall Tinner

Wie eine Ostschweizer Familie Pakistan zur Atombombe verhalf.
Exklusives Gespräch mit Nuklearingenieur Abdul Qadir Khan. *Von Urs Gehrig*

Kate Winslet

Oscar-Favoritin mit Ecken und Kurven. *Von Beatrice Schlag*

Wie kriminell ist unsere Justiz?

Die seltsamen Methoden des Untersuchungsrichters Dr. Roduner.
Von Alex Baur und Urs Paul Engeler



Mythos Nr.11

AKTIEN SIND SCHLECHTE ANLAGEN.

Falsch. Aktien schwanken zwar stark im Kurs, Aktienanlagen überleben jedoch auch Weltkriege und Währungskrisen. Und im Aufschwung gehören Aktien zu den wenigen Anlagekategorien mit grossem Erholungspotential.

Gerne beraten wir Sie in einem persönlichen Gespräch. Kontaktieren Sie uns unter 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH

Intern

Jahrelang betrieb der Pakistaner A. Q. Khan einen hochgefährlichen Ring von Leuten, die nukleares Know-how und Produkte vorzugsweise an islamische Nationen verkauften. 2004 wurde das Netzwerk aufgedeckt. Seither steht die Schweizer Familie Tinner am Pranger. Vater Friederich sowie seine Söhne Urs und Marco sollen mitgeholfen haben, dubiose Regime mit Nukleartechnologie zu versorgen.



Brisante Akten: SF-Reporter Zumstein.

Jetzt spricht Urs Tinner erstmals über seine Geschichte. Kurz nach seiner Haftentlassung vor Weihnachten hat ihn der Reporter des Schweizer Fernsehens, Hansjürg Zumstein, getroffen. In seinem Film «Der Spion, der aus dem Rheintal kam» (Ausstrahlung: Donnerstag, 22. Januar um 20 Uhr) beschreibt Zumstein die Dimension jenes Khan-Netzwerks, das unter anderem mit den Tinner-Informationen zerschlagen werden konnte. Im Film spricht erstmals auch der Chefermittler der Internationalen Atomenergie-Agentur IAEA über die Rolle der Tinner und die brisanten Akten.

Zudem zeigt Zumstein anhand von bisher unbekanntem Dokumenten, wie die Schweiz in den siebziger Jahren mithilfe Pakistans nuklear auszurüsten.

Die *Weltwoche* hat die entscheidenden Dokumente sowie die Aussagen Tinner aus dem Dokumentarfilm zusammengestellt. Und in einem Exklusiv-Interview lässt sie den Kopf des Netzwerks, A. Q. Khan, zu Wort kommen. Khan nimmt zu den Aussagen Urs Tinner Stellung und beschreibt, wie einfach es war, mit Hilfe von europäischen Händlern die Atombombe zu bauen. **Seiten 24, 28, 44**



Aufsehenerregender Mordfall: Angeklagte Knox.

Die Liebe zu Italien hat bei unserem Autor Peter Hartmann zwei Gründe: Erstens ist seine Frau Italienerin. Und zweitens war er immer ein begeisterter Fan des italienischen Fussballs. Er schreibt deshalb seit Jahren über unser südliches Nachbarland und hat den aufsehenerregenden Mordfall von Perugia, in dem die 21-jährige Amerikanerin Amanda Knox gemeinsam mit ihrem Freund ihre WG-Kollegin ermordet haben soll, mit grosstem Interesse verfolgt. Zurzeit läuft der Prozess gegen die beiden, und für Hartmann ist dieser Prozess mehr als bloss ein Verfahren: Es ist ein Symbol für die seit Jahrzehnten anhaltende italienische Justizmisere. **Seite 14**

Für ein Interview mit Marc Hayek muss man drei Stunden Anreise in Kauf nehmen. Also insgesamt sechs Stunden Autofahrt an einem Tag. Dafür ist das Gespräch mit dem Enkel von Nicolas Hayek, mit dem Retter der Schweizer Uhrenindustrie, verblüffend angenehm. Während manch ein Unternehmenslenker entweder mit Informationen geizt oder sich selbst beweihräuchert und Fragen zur Person durch die Pressestelle von vornherein ausgeschlossen werden, war der Chef der Uhrenmanufaktur Blancpain im Gespräch mit unserer Wirtschaftsredaktorin Carmen Gasser offen wie ein Buch. Manchmal neigte er gar zur Selbstironie, beispielsweise als er dazu aufrief, die Repräsentanten der Luxusgüterindustrie sollten sich nicht immer so wichtig nehmen. Selbst als der 37-Jährige seine Zitate aus dem Interview vorgelegt bekam, änderte er kein Komma daran. **Seite 32**

Ihre Weltwoche

AllBlues und Kaufleuten present:

LIVE AT KAUFLEUTEN

Kaufleuten Zürich, Pelikanstrasse 18, 8001 Zürich / 044 225 33 00



Mi 28.1.09, 20.00

Mimmo Locasciulli Quartet feat. Greg Cohen

«Italianità» mit einer Prise Tom Waits



Mi 4.2.09, 20.00

Gianmaria Testa

Der neue Paolo Conte



Sa 14.3.09, 20.00

Faudel

Le prince du Raï



Mi 18.3.09, 20.00

Jane Birkin

Heineken Music: Frankreichs Ikone



Do 19.3.09, 20.00

Stefan Gwildis & Band

Deutschlands Soul-Man • Einziges CH-Konzert



Fr 20.3.09, 20.00

Orchestra Baobab

Made in Dakar • Einziges CH-Konzert



Di 24.3.09, 20.00

Noa

Heineken Music: Die Stimme Israels



Mi 8.4.09, 20.00

The Earth Wind & Fire Experience feat. Al McKay AllStars

Heineken Music: Earth Wind & Fire at it's best

Vor oder nach den Konzerten bewirbt Sie gerne das Kaufleuten Restaurant oder die Lounge.

Reservierungen unter Tel. 044 225 33 33.

www.kaufleuten.com

VORVERKAUF:
www.kaufleuten.com
www.allblues.ch

alle Ticketcorner, Die Post, Coop City Manor, SBB, Tel. 0900 800 800 (CHF 1.19/min)

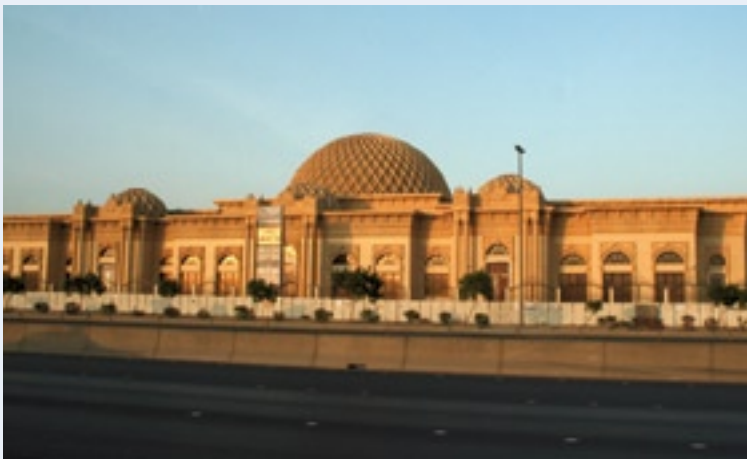
VERANSTALTER: AllBlues Konzert AG und Kaufleuten



Weltwoche-Expertenreise Arabien



Die Weltwoche lädt dazu ein, mit ihrem Nahost-Korrespondenten Pierre Heumann Politik, Religion, Wirtschaft und Geschichte der Arabischen Halbinsel zu begegnen.



Eine Reise von der Wiege der arabischen Kultur in Saudi-Arabien über das geschichtsträchtige Sultanat Oman bis hin zum in jeder Hinsicht visionären Dubai.
3. – 14. Mai 2009



Pierre Heumann, 1951 in Gent, Belgien, geboren, studierte an den Universitäten von Zürich und Basel Volkswirtschaft. Danach arbeitete er bei einer Schweizer Grossbank als Länderreferent für den Nahen Osten, bevor er sich dem Journalismus zuwandte. Zunächst war er Wirtschaftsredaktor

bei der Basler Zeitung, anschliessend wechselte er zur Weltwoche. Dort spezialisierte er sich auf wirtschaftspolitische Themen, später auf Entwicklungen im Nahen Osten. Zu seinen beruflichen Highlights gehören Interviews mit Jassir Arafat, Ariel Scharon und König Abdullah von Jordanien.

Die Reisedestinationen:

Das Königreich Saudi-Arabien: Besuch der saudi-arabischen Hafenstadt Jeddah am Roten Meer, die traditionelles Arabien pur bietet. Von dort geht's durchs Gebirge in die Sommerfrische Taif. Eine Fahrt durch archaische Landschaften in Orange und Rot, mit weiten Horizonten und abstrakt anmutenden Felsformationen. Das Land ist mehr als Mekka und Medina!
Das Sultanat Oman: eine stolze und scheue Schönheit auf der Arabischen Halbinsel, in der traditionelle Lehmbauten neben modernen Palästen stehen und traditionelle Dhaus die Routen der Supertanker queren.

Dubai: Emirat der Superlative, dem das schwarze Gold zum Sprung in die Neuzeit verhalf, das jetzt aber einen Konjunkturdämpfer erhält. Die aufstrebende Macht am Golf will aber nicht nur Drehscheibe für Waren, Finanzen und Dienstleistungen bleiben, sondern auch Konsumparadies.

Abu Dhabi: Die Zentrale von Politik und Wirtschaft der Vereinigten Arabischen Emirate will aus den Fehlern Dubais lernen – und wandelt sich behutsam, aber mit Klasse. In diesem Jahr macht die Formel 1 hier halt. Künftig will sich Abu Dhabi als weltweit bedeutende Kulturstadt profilieren. Deshalb zahlt man schon mal 400 Millionen Euro für eine Leihgabe aus dem Louvre.

Pierre Heumann ermöglicht den Weltwoche-Lesern spannende Begegnungen: In Jeddah kommt es zum Treffen mit einer Unternehmerin, die erklärt, wie sich Frauen in Saudi-Arabien durchsetzen können. In Dubai verhilft ein Schweizer Architekt zu einem Blick auf die Hochhaus-Kultur, und in Abu Dhabi gewährt eine «Scheichin» Audienz.

Vortragsthemen von Pierre Heumann:

- Ölpreis-Baisse – das Ende des Baubooms?
- Saudi-Arabiens Rolle im Nahostkonflikt
- Christen auf der Arabischen Halbinsel
- Staatsfonds – wer kontrolliert sie?
- Dubai – ein Vorbild für die Entwicklung Arabiens?

Reise-Highlights:

- Drei Nächte im Königreich Saudi-Arabien, das lange Zeit für Nichtmuslime komplett verschlossen war
- Besuch der Altstadt von Jeddah, inmitten moderner Wohnviertel, Shopping-Malls und umgeben von Hochhäusern

- Ausflug nach Taif: traditionelle Sommerresidenz reicher Städter
- Genuss der Gastfreundschaft im Sultanat Oman
- Schlendern durch landestypische Souks
- Besichtigung der berühmten Sultan-Quaboos-Moschee und des Bait Al-Zubair-Museums in Oman
- Streifzug durch den geschäftigen Muttrah-Basar Maskats
- Die Oasenstadt Nizwa mit ihren ausgedehnten Gärten und Palmenhainen
- Einmaliges Fotomotiv: die auf den Klippen thronende Festung von Bahla und die prächtige Festung Jabrin
- Utopisch: die künstlich geschaffene Insel Palm Jumeirah in Dubai
- Wüstensafari im Offroad
- Shopping-Möglichkeiten im Konsumparadies

Reisearrangement für Weltwoche-Leser

ab Fr. 7820.–, für Abonnenten ab Fr. 7480.– (exkl. Flugtaxen von Fr. 406.50, Stand Januar 2009)

Detailprogramm und Anmeldeformular

Mehr Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.





Oscar-Favoritin: Kate Winslet. Seite 36



Neue Spuren: Planet Mars. Seite 38



Dritte Generation: Marc Hayek. Seite 32



Hass auf Israel: Anti-Israel-Demo. Seite 30

Aktuell

- [5 Editorial](#)
- [9 Kommentar Ständige Häutungen](#)
- [10 Wie kriminell ist unsere Justiz?](#)
- Von Irreführung der Rechtspflege und Urkundenfälschung bis zu Diebstahl und Amtsgeheimnisverletzung: alles Delikte begangen von Behörden im Fall Holenweger.
- [11 Justiz Illegale «Fischerei-Expedition»](#)
- [12 Personenkontrolle Pavlov, Obama, Roduner](#)
- [13 Bildung Gymnasien mit Prüfungsangst](#)
- [14 Italien Die Küsse von Perugia](#)
- [16 Migration Niederlassungsbewilligung im Sozialstaat](#)
- [18 Wirtschaft Weniger ist mehr](#)
- [19 6 Fragen an Mats Wilander](#)
- [20 Mörgeli Kubanischer Menschenzoo](#)
- [20 Bodenmann Sommerzeit](#)
- [21 Medien Produktion von Styropor](#)
- [21 Fernsehkritik der reinen Vernunft RTL im Schnelldurchlauf](#)
- [22 Leserbrief](#)

Hintergrund

- [24 Der Fall Tinner](#)
- Der mutmassliche Spion Urs Tinner spricht in einem Dokumentarfilm erstmals nach der Haft über sein Leben
- [28 Dokumente Wie Pakistan zur Atombombe kam](#)
- [30 Der neue Antisemitismus](#)
- Demonstranten in Europa übernehmen die antijüdische Propaganda der Islamisten
- [32 Hayek der Dritte](#)
- Als Blancpain-Chef hat Marc Hayek den Umsatz vervierfacht
- [35 Anarchist der Mode](#)
- Louis Vuitton ehrt den Designer Stephen Sprouse
- [36 Kate Winslet](#)
- Der «Titanic»-Star spielt heute energische Frauen. Für die Oscars gilt sie gleich mit zwei Rollen als Favoritin
- [38 Leben auf dem Mars](#)
- Die Nasa hat Methan auf dem Roten Planeten entdeckt. Es könnte biologischen Ursprungs sein
- [40 Wider den Küblböck-Effekt](#)
- Plädoyer für das Kulturradio DRS 2
- [41 Glühende Elite](#)
- Stauffenberg als tragischer Superheld
- [42 Hunderttausend Höllenhunde!](#)
- Comic-Figur Tintin feiert achtzigsten Geburtstag

Personenfreizügigkeit fördert Arbeitslosigkeit

Entwicklung der Arbeitslosigkeit September 2008 – Dezember 2008

	September 2008	Dezember 2008	Zunahme
Gesamtarbeitslosigkeit	2,4%	3,0%	+ 25%
Schweizer	1,8%	2,1%	+ 17%
Deutsche	2,0%	3,0%	+ 50%
Portugiesen	3,7%	7,0%	+ 89%
Ausländeranteil sämtlicher Arbeitslosen	45,9%		
Ausländeranteil in der Schweiz	21,3%		

Quelle SECO, BfM

Die vollständige Personenfreizügigkeit in der Schweiz gilt erst seit 1½ Jahren und nur mit den 15 alten EU-Staaten, dabei wurden am meisten Arbeitskräfte aus **Deutschland und Portugal** rekrutiert. Wer auch nur einen Tag in der Schweiz und in den vorangehenden zwei Jahren 364 Tage in einem EU-Staat gearbeitet hat und arbeitslos wird, bezieht in der Schweiz Arbeitslosenentschädigung und bis 5 Jahre alle schweizerischen Sozialleistungen!

Bis September 2008 herrschte Höchstkonjunktur. Ab Oktober erfolgte der Einbruch in der Exportindustrie – die Arbeitslosigkeit wird 2009 massiv steigen! Die Befürworter sagen: Kein Problem, die Europäer gehen nach Hause. Schon Ende Dezember 2008 zeigt sich das Resultat. Überzeugen Sie sich selbst:

Darum:

**Bilaterale weiterführen
Freizügigkeitspäckli ablehnen**

Also am 8.2.09:

Notbremse ziehen!

NEIN
zum Personenfreizügigkeitspäckli

Ständige Häutungen

Von Markus Somm — Obamas erste Botschaft war wider Erwarten konservativ: härter arbeiten, weniger Freizeit, mehr Risiken. Amerika erneuert sich, indem es bleibt, was es war.



Amtsübergabe: die Präsidentenpaare Obama und Bush am 20. Januar in Washington.

Das eindrücklichste Bild an der Inaugurationsfeier von Barack Obama war vielleicht die kurze Szene, da das amtierende Präsidentenpaar Bush das neue *First Couple* Obama empfing. Der lange Wagen fuhr vor, heraustrug der etwas schwächliche neue Präsident in einem schwarzen Mäntelchen, danach seine Frau, Michelle Obama. Die Bushs gingen den beiden entgegen, stiegen ein paar Stufen der mit rotem Teppich belegten Treppe hinunter, man küsste sich beziehungsweise schüttelte die Hände, dann stellte man sich zusammen zum Gruppenbild auf: Hier stand der 43. Präsident George W. Bush, ein typischer Vertreter der amerikanischen Oberschicht, ein WASP, ein White Anglo-Saxon Protestant, ein weisser Protestant angelsächsischer Herkunft, dessen Familie aus New England stammt und seit Generationen der Elite des Landes angehört, kurz: eine Art amerikanischer Hochadel, neben ihm die schwarze Michelle Obama, die erste schwarze First Lady der amerikanischen Geschichte, deren Vater als bescheiden entlohnter Angestellter für die städtischen Wasserwerke Chicagos gearbeitet und deren Urgrossvater noch als Sklave in South Carolina geschuftet hatte.

In keinem Land der Welt ist ein solches Bild vorstellbar, in keinem Land der Welt kann der Sohn (Barack Obama) eines kenianischen Aus-

tauschstudenten Präsident werden. Es wäre, wie wenn im schweizerischen Bundesrat ein Bernburger, also ein Vertreter der alten Berner Patrizier, neben einem einstigen Albaner sich zum jährlichen Gruppenbild aufstellte. Amerika macht Fehler, doch es gibt kaum ein Land, das auch in der Lage ist, die eigenen Fehler selbst zu korrigieren. Deutschland musste von andern Ländern von den Nazis befreit werden, während Amerika die Schande der Sklaverei selber erledigte. Im Höhepunkt der Kritik an Amerika, als Bush den Krieg gegen Irak lostrat, sagte mir mein australischer Freund, selber ein Skeptiker: «Wenn es sich als Fehler herausstellen sollte, dann werden die Amerikaner dies selbst berichtigen. Ich glaube an die amerikanische Demokratie.»

Lincoln, Roosevelt, wer?

Wenige Jahre später korrigierten die Amerikaner, und wählten Obama, der bisher im Wesentlichen die Antithese zu Bush verkörperte, während er kaum preisgab, wer er selbst ist. «Obama will Lincoln sein», schreibt der amerikanische Kommentator Leon Wieseltier, «und er will Roosevelt sein, aber wer genau ist Obama?» Was immer man von Obama halten mag – bisher ist er schwer zu beurteilen: Allein seine Wahl ist ein gutes Ereignis, weil sie einmal mehr beweist, wie sein Land sich zu erneuern vermag.

Es ist ein Klischee, und doch wahr: Kein Land hat das Ritual der ständigen Erneuerung zu grösserer Meisterschaft gebracht als die USA. Dass ein Staat, der immerhin 232 Jahre alt ist, älter als die Bundesrepublik, älter als die Französische Republik, älter auch als die Schweiz, dass ein solches Land sich nach wie vor als eine junge Nation versteht, hat auch damit zu tun, dass es sich alle vier bis acht Jahre gleichsam häutet. «Unsere Herausforderungen mögen neu sein», sagte Obama in seiner Inaugurationsrede am Dienstag in Washington, «die Mittel, mit denen wir ihnen begegnen, mögen neu sein. Doch die Werte, von denen unser Erfolg abhängt, sind alt: harte Arbeit und Ehrlichkeit, Mut und Fairplay, Toleranz und Neugierde, Loyalität und Patriotismus.»

Ein Neuanfang kommt in Amerika immer, es gibt kaum eine Antrittsrede eines Präsidenten, in der nicht ein neuer Beginn angekündigt wurde, meistens nach dem gleichen Muster: Eine schwere Krise lastet auf dem Land, diese wird drastisch beschrieben, eine neue Situation stellt sich, und man muss neu beginnen, doch stets bedient man sich vertrauter Methoden. «Die Welt ist heute sehr anders», sagte der 35. Präsident John F. Kennedy in seiner legendären Antrittsrede im Jahr 1961, «denn der Mensch hält in seinen sterblichen Händen die Mittel, um alle Armut auf der Erde abzuschaffen, aber auch jedes menschliche Leben zu zerstören. Und doch geht es immer noch um die gleichen revolutionären Überzeugungen, für welche unsere Vorfahren kämpften: den Glauben, dass nicht ein grosszügiger Staat dem Menschen seine Rechte gewährt, sondern Gott.»

Der linkste Konservative

Obama dürfte einer der linksten Politiker sein, die je ins Weisse Haus gelangt sind, doch schon in seiner ersten Rede als Präsident berief er sich auf konservative Werte: harte Arbeit, Ehrlichkeit, Patriotismus, Loyalität. Gewiss, er versprach auch einige linke Projekte: Investitionen in die Infrastruktur und erneuerbare Energien wie Sonne und Wind zum Beispiel, doch in den wesentlichen Punkten verkündete er eine konservative Botschaft. Darin mag auch viel Rhetorik gelegen haben, und dennoch ist es kein Zufall. Amerika erneuert sich stets im Formalen, alle vier Jahre gewährt das System einen Neubeginn, damit bleiben kann, was immer war.

Amerika ist ein konservatives Land, weil es Institutionen geschaffen hat, die das Neue zum Ritual machen. Allein die Tatsache, dass nun ein neuer Präsident da ist, dürfte die Lage in Amerika, das schon viel stärker von der Weltwirtschaftskrise betroffen ist als Europa, beruhigen. Amerika ist ein innovatives, ja revolutionäres Land, weil seine unbedingte Treue zum Althergebrachten erst die nötige Sicherheit bringt, wirklich Neues zu schaffen. ○

Gymnasien mit Prüfungsangst

Von Philipp Gut — Eine Studie der ETH Zürich über den Zusammenhang von Maturanoten und Erfolg im Studium sorgt für Schlagzeilen und Ärger. Die Aufregung ist unbegründet.



Erfolgchancen hängen von der Schule ab: Studenten in Zürich.

Es war nur eine trockene Grafik, aber sie erregt seit einer Woche die Gemüter. Gymnasialrektoren laufen Sturm, Journalisten und Leserbriefschreiber füllen täglich neue Spalten. Die Rede ist von einer Liste in einer Studie der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich über den Zusammenhang zwischen «Maturanoten und Studienerfolg» (so der Titel der Analyse). Das Ranking zeigt, von welchen Gymnasien die erfolgreichsten ETH-Studenten kommen – und von woher die schlechtesten.

Die Reaktionen sind an Heftigkeit kaum zu überbieten. Der Rektor des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums Rämibühl in Zürich nennt das Vorgehen der ETH «skandalös», die Studie sei für seine Schule «eine Katastrophe». Die NZZ spricht von «Zunder», im Tages-Anzeiger füllt das Thema ganze Leserbriefseiten. Eine Vertreterin des Elternvereins der Kantonsschule Enge schreibt, die Veröffentlichung der Studie sei «fahrlässig» und grenze an «Brandstiftung».

Die Aufregung ist nicht nachvollziehbar. Die Untersuchung ist im Rahmen eines Pilotprojekts entstanden – neudeutsch: Academic and Career Advisory Program (ACAP) –, das Studienanfänger besser beraten und betreuen will. Die Studie dient demselben Zweck, indem sie erstmals, gestützt auf Zahlen und Fak-

ten, Aussagen über den Zusammenhang von Maturanoten und Abschneiden bei der Basisprüfung (früher: Vordiplom) erlaubt.

Untersucht wurden die Daten von 5216 Studenten, die zwischen 2004 und 2007 die Matura machten und zur Basisprüfung an der ETH angetreten sind. Die Ergebnisse sind in verschiedener Hinsicht interessant.

Erstens: Es bestehen Unterschiede zwischen den Regionen, Kantonen und – vor allem – den einzelnen Schulen. «Die Erfolgchancen an der ETH sind abhängig von der Schule, wo die Studierenden ihre Matur gemacht haben.» Die besten ETH-Anfänger kamen aus Baselland, Schaffhausen und Luzern, die schlechtesten aus Schwyz, dem Tessin und Basel-Stadt.

Beim Vergleich, der besonders zu reden gab – jenem der Schulen –, heissen die Spitzenreiter Kantonsschule Rychenberg Winterthur, Gymnasium Liestal, Kantonsschule Hohe Promenade Zürich, Alte Kantonsschule Aarau. Am Schluss finden sich das Gymnasium Immensee, das Liceo cantonale Bellinzona, die Kantonale Maturitätsschule für Erwachsene, die Kantonsschule Enge.

Zweitens: Der Studienerfolg an der ETH hat etwas mit den an der Mittelschule gewählten Schwerpunktfächern zu tun. Am besten schnitten die Studenten ab, die am Gymnasium Physik/Angewandte Mathematik beziehungs-

weise Latein oder Griechisch gewählt hatten; am schlechtesten jene, die Wirtschaft & Recht belegten. Dass die Altsprachler an einer Technischen Hochschule so gut abschneiden, mag verblüffen. Der Grund dürfte darin liegen, dass nur gute und leistungsbereite Schüler Latein oder Griechisch belegen.

Drittens: Es gibt einen «signifikanten Zusammenhang» zwischen dem Alter der Studenten und den Leistungen: «Je jünger die Studierenden beim Eintritt in die ETH sind, desto höher sind die Erfolgchancen bei der Basisprüfung.» Als Ursache für diesen Befund vermuten die Autoren, dass die «Übung» im Umgang mit schulischen Prüfungssituationen «teilweise verloren» gehe.

Viertens: Männer und Frauen schneiden unterschiedlich ab. Maturandinnen haben einen höheren Durchschnitt als Maturanden, bei der ETH-Basisprüfung aber sind die Männer besser. Vermutet wird, dass es nur wirklich begabte Mädchen wagen, an die ETH zu gehen. Warum dann aber die jungen Männer besser abschneiden bei der ersten grossen Prüfung – dafür hat auch der in seinem Bereich für das ACAP-Projekt zuständige Physik-Professor Hans-Rudolf Ott «keine schlüssige Erklärung». Es könne sein, dass die «technisch-naturwissenschaftliche Umgebung für einen Teil der Studentinnen nach wie vor problematisch» sei.

Fünftens: Ausländische Studenten erzielen bei der Basisprüfung bessere Resultate als schweizerische (Durchschnittsnote: 4,5 vs. 4,22; Bestehensquote: 76 Prozent vs. 65 Prozent). Die Erklärung hier: Die Ausländer hätten eine höhere «Eintrittshürde» hinter sich (Fremdsprache, Umzug in ein anderes Land) und seien darum meist auch besser motiviert.

Wütende Reaktionen

Fazit der Studie: «Es besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Gesamtdurchschnitt der Maturanoten und der Note bei der Basisprüfung. Das heisst, je besser die Leistung in der Schule, desto besser die durchschnittliche Note bei der Basisprüfung.»

Das wirkt plausibel. Umso merkwürdiger muten die teils wütenden Reaktionen an. Physik-Professor Ott: «Ich hatte gehofft, dass die Studie etwas rationaler aufgenommen wird: nämlich als Beitrag zur Verbesserung der Bildungsqualität.» Christoph Niedermann, wissenschaftlicher Adjunkt von ETH-Rektorin Heidi Wunderli-Allenspach (sie ist zurzeit im Ausland und nicht zu erreichen), ergänzt: «Es gibt keine Statistik ohne Vergleich.»

Tatsächlich hat die ETH ihre Pionierstudie nie als etwas anderes verkauft, als was sie ist: als eine Faktenanalyse aus ihrem Blickwinkel. Dass sie Transparenz schafft, ist nur zu begrüssen. Den Hochschulen mit anderer Ausrichtung steht es frei, in ihrem Bereich Ähnliches zu leisten. ○

Einwanderung in den Sozialstaat

Von Peter Keller — Der Schweizer Sozialstaat ist feudal. Das wissen auch die Immigranten. Bisher hat die Zuwanderung mehr gekostet als gebracht. Zahlen und Fakten zur Sozialbilanz und Personenfreizügigkeit.



Wohlfahrtsstaat: Traumwagen mit Hilfe der Arbeitslosenkasse.

«Ihr habt ein feudales System hier», sagt Uwe*. Seine anerkennenden Worte gelten dem Schweizer Sozialstaat. Uwe ist Deutscher und wie 4326 seiner Landsleute seit Dezember 2008 arbeitslos gemeldet. Das sind 61 Prozent mehr als noch im August.

Mit «feudal» meint Uwe nicht nur die siebzig beziehungsweise achtzig Prozent seines letzten Gehalts, die ihm jetzt zustehen. Feudal findet er auch die Einrichtung, dass er nun Anrecht auf 400 Taggelder hat, also während rund zweier Jahre Arbeitslosenentschädigung beziehen kann. Über Weihnachten/Neujahr reiste Uwe nach Berlin. Um seine Familie zu besuchen. Aber auch, um die Wohnung aufzulösen, die er bislang weiter gemietet hatte. «Ich bleibe jetzt sicher die nächsten zwei Jahre hier.» Uwe will sich in der Schweiz niederlassen. Als Arbeitsloser.

Da steckt keine Bösartigkeit dahinter. Uwe will arbeiten und verschickt fleissig Bewerbungen. Trotzdem liest sich seine Biografie wie das Zerrbild eines Sozialstaatsnomaden. Als Langzeitarbeitsloser meldete er sich bei einem Berliner Jobvermittler. Über drei Stationen landete der 43-Jährige in der Schweiz. Einreisedatum: 14. Oktober 2007. Status: Kurzaufenthaltsbewilligung L. Wirtschaftslage: Hochkonjunktur. Sein Temporärjob wird in eine Festanstellung umgewandelt. Kurz dar-

auf bekommt Uwe die Niederlassungsbewilligung B (5 Jahre gültige Aufenthaltsbewilligung). Das Glück währt nicht lange. Die zweite Qualifikation seines neuen Arbeitgebers fällt miserabel aus, die Kündigung folgt. Immerhin kommt Uwe auf insgesamt knapp über zwölf Monate Erwerbstätigkeit, und damit steht sein Anspruch auf die volle Versicherungsleistung der Schweizer Arbeitslosenkasse.

Wer finanziert wen?

Eine der Kernfragen in der Debatte zur Personenfreizügigkeit lautet: Wie sieht die Sozialbilanz für unseren Staat aus? Werden die Schweizer Sozialversicherungen von der Zuwanderung profitieren, oder werden AHV, Invalidenversicherung (IV) und Arbeitslosenversicherung (ALV) «ausgehöhlt», wie die Gegner der Personenfreizügigkeit behaupten?

Die Frage geht an vier in der Schweiz tätige Wirtschaftswissenschaftler: Franz Jaeger (Universität St. Gallen), Reiner Eichenberger (Universität Freiburg), George Sheldon (Universität Basel), Mathias Binswanger (Fachhochschule Nordwestschweiz). Ausser George Sheldon kann keiner der Ökonomen auf eine entsprechende Studie verweisen. Allerdings ist auch Sheldons Beitrag von Vorsicht geprägt. Wer wen finanziere, Inländer die Ausländer oder umgekehrt, sei «empirisch nicht leicht zu

beantworten». Sein Fazit: «Insgesamt ist zu vermuten, dass sich die Fiskalbilanz der Schweiz gegenüber der ausländischen Wohnbevölkerung aufgrund des gestiegenen Bildungsstandes der ausländischen Arbeitskräfte deutlich verbessern wird.»

Die frühere Zuwanderung sei eher nachteilig ausgefallen, doch mit der Personenfreizügigkeit kämen jetzt ganz andere Leute. Auf diese Formel laufen alle vier Einschätzungen hinaus. Franz Jaeger spricht von einer «vermutlich negativen Sozialbilanz», was die «balkandominierte Migration und die Zuwanderung aus den lateinischen Mittelmeerländern» angehe. Auch der Volkswirtschaftler Reiner Eichenberger glaubt, dass «die bisher in der Schweiz anwesenden Ausländer» längerfristig mehr Sozialleistungen beziehen, als sie einzahlen, «weil die bisherigen Ausländer im Durchschnitt eher unterdurchschnittlich qualifiziert sind». Das habe sich jedoch geändert. Die aktuell Einwandernden würden auf die Dauer mehr einzahlen als beziehen, weil sie im Durchschnitt besser qualifiziert seien. Mathias Binswanger, Professor für Volkswirtschaftslehre, erkennt vor allem bei der ALV und IV eine tendenziell negative Bilanz: «Besonders was die Arbeitslosenversicherung betrifft, könnte in wirtschaftlichen Krisen eine verstärkte Belastung auftreten.»

Entlassungen erst nach der Abstimmung

Die Krise ist da. Die Arbeitslosenzahlen steigen. Im Dezember 2008 sind bereits 118 762 Personen gemeldet. Doch die Finanzierung der ALV ist lediglich auf einen Bestand von rund 100 000 Erwerbslosen ausgerichtet. Offenbar steht die grosse Kündigungswelle erst noch bevor. Gemäss internen Quellen habe der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse seine Mitglieder angewiesen, mit Entlassungen bis nach der Abstimmung vom 8. Februar zuzuwarten. Bei der UBS, so ist inzwischen durchgesickert, ist ein Kündigungsschub von 5 000 Mitarbeitern auf den 10. Februar geplant.

Was stutzig macht, ist die Tatsache, dass die Arbeitslosenversicherung schon seit Jahren rote Zahlen schreibt. Trotz Hochkonjunktur und obschon die Wirtschaft in den letzten drei Jahren 200 000 neue Stellen schuf. So verzeichnete die ALV zwischen 2003 und 2007 durchschnittlich 1,2 Milliarden Franken Defizit im Jahr. Die zuvor noch vorhandenen Reserven schmolzen dahin. 2007 summierten sich die ALV-Schulden bereits auf 3,708 Milliarden

Franken. Noch düsterer sieht die Situation bei der Invalidenversicherung aus. Sie ist mit 11,411 Milliarden Franken verschuldet. 35 Prozent der Rentenbezüger sind Ausländer – bei einem Bevölkerungsanteil von 21 Prozent. Die vergangenen Boomjahre vermochten keine Trendwende einzuleiten: 2007 schrieb die Versicherung sogar ein Rekorddefizit von 2,081 Milliarden Franken. Zur Sanierung der IV drängen die Bundesratsparteien (mit Ausnahme der SVP) auf eine «befristete» Erhöhung der Mehrwertsteuer um 0,4 Prozent.

Dass die Arbeitslosenquote trotz Wirtschaftshoch auf gut 2,5 Prozent verharrt, führt Peter Stalder, Ökonom bei der Schweizer Nationalbank, auf die Personenfreizügigkeit zurück (*Volkswirtschaft* 11/2008). Im Gegensatz zu früheren Konjunkturphasen habe sich die Arbeitslosigkeit nicht so stark zurückgebildet: «Die Personenfreizügigkeit hat den Rückgang der Arbeitslosigkeit gebremst.» Aus Sicht der inländischen Erwerbstätigen seien die Folgen der Personenfreizügigkeit sogar negativ. Die Arbeitslosenversicherung wird durch Lohnabzüge finanziert. Eine Erhöhung ist absehbar. Diese trifft voll den inländischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Volkswirtschaftsministerin Doris Leuthard möchte die Beiträge um vorerst 0,2 Prozentpunkte heraufsetzen.

Ende Dezember betrug die Arbeitslosenquote bei Schweizern 2,1 Prozent. Bei Erwerbstätigen aus dem EU-Raum ist die Quote rund doppelt so hoch. Dazu kommen noch die Erwerbslosen aus den sogenannten «Drittländern», aus jenen Staaten ohne Personenfreizü-

gigkeitsabkommen. Ende Jahr stieg die Quote von Personen aus dem «Westbalkan» (Kroatien, Serbien und Montenegro, Albanien, Mazedonien, Bosnien und Herzegowina) auf 7,5 Prozent.

Auffällig ist, dass die Economiesuisse in ihrem sonst so zackig formulierten Argumentarium plötzlich vorsichtig wird, wenn es um eine umfassende Sozialbilanz geht. Der Wirtschaftsverband redet nur von der AHV («EU-Arbeitskräfte zahlen 19 Prozent der Sozialbeiträge in die AHV ein, beziehen aber nur 15 Prozent der Leistungen.»), die Situation der ALV und IV wird mit keinem Wort erwähnt. Reiner Eichenberger von der Universität Freiburg differenziert: Die AHV profitiert sicher von überdurchschnittlich Verdienenden. Dass die AHV momentan von der Zuwanderung profitiert, ist mit Vorsicht zu geniessen. Sie finanziert sich im Umlageverfahren. In zwanzig Jahren, wenn die ausländischen Erwerbstätigen ihre Rentenansprüche geltend machen, sieht die Rechnung anders aus.

Sockelarbeitslosigkeit steigt stetig

Ein erstes Fazit lässt sich ziehen: Die bisherige Zuwanderung von eher schlecht qualifizierten Menschen belastet die Schweizer Sozialwerke. Hier liegen Zahlen und Fakten vor. Durch die Personenfreizügigkeit, da sind sich die befragten Ökonomen einig, würde jedoch eine neue Schicht gut Ausgebildeter ins Land kommen. Hier steht die tatsächliche Sozialbilanz allerdings noch aus.

So oder so tut sich ein Widerspruch auf: Bei der bevorstehenden Abstimmung geht es nicht

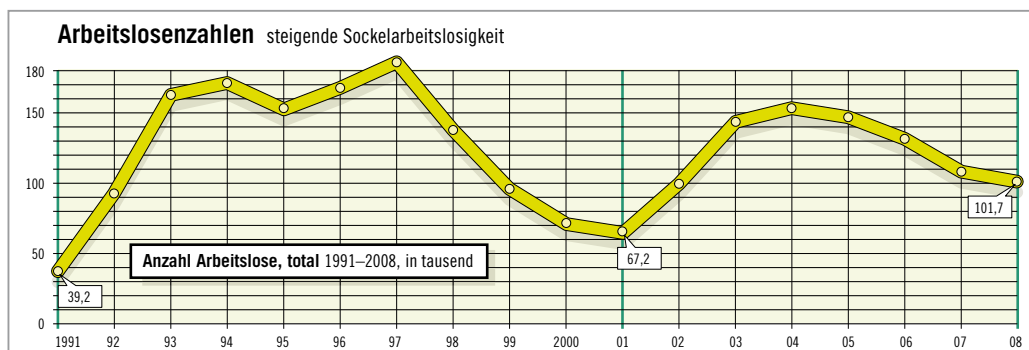
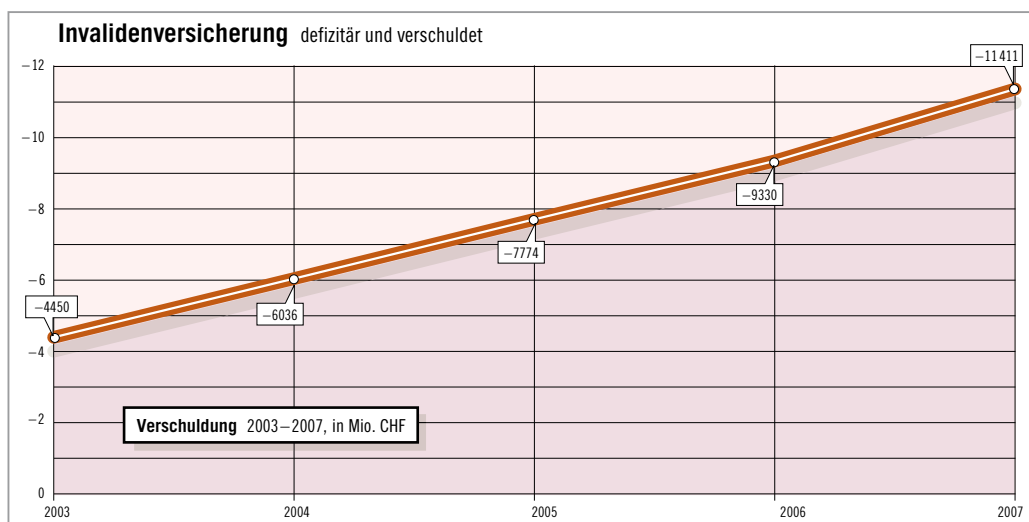
allein um die Weiterführung der bisherigen Personenfreizügigkeit, sondern auch um die Ausdehnung auf die Balkanstaaten Rumänien und Bulgarien. Entsprechen diese beiden Länder nicht gerade jenem früheren, wenig vorteilhaften Immigrationsmuster? Franz Jaeger räumt ein: «Das Potenzial, das sich hier eröffnet, entspricht eher dem alten Profil.» Aber, beruhigt Jaeger, die Arbeitsnachfrage bestimme die Migration.

Was Prognosen wert sind, lässt sich erst im Rückblick feststellen. Umso aufschlussreicher ist die Studie der ETH-Konjunkturforschungsstelle (KOF), die im Vorfeld der Bilateralen I in Auftrag gegeben wurde. Das sechzig Seiten starke Werk («Auswirkungen der bilateralen Verträge mit der EU auf die Arbeitslosenversicherung und Massnahmen zu ihrer Begrenzung») wurde im Dezember 1998 veröffentlicht.

Die KOF-Studie kam zum Schluss, eine «vermehrte Ausländerbeschäftigung» erhöhe zwar das absolute Niveau der Arbeitslosigkeit, die Arbeitslosenquote müsse davon aber nicht tangiert sein. Zehn Jahre danach lässt sich jedoch ein markanter Anstieg der Sockelarbeitslosigkeit feststellen (siehe Tabelle). Jener Teil der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter, der auch in wirtschaftlichen Wachstumsphasen nicht in den Arbeitsprozess zurückfindet, ist seit den frühen neunziger Jahren kontinuierlich gestiegen: Von zirka 0,5 Prozent (1990) über rund 1,5 Prozent (2001) auf heute 2,5 Prozent (2007). Nach jeder Rezessionsphase kam 1 Prozent hinzu. Geht dieser Trend so weiter? Klettert die Sockelarbeitslosigkeit mit dem nächsten Aufschwung auf 3,5 Prozent? Gleichet sich die bisher tiefe Arbeitslosenquote der Schweiz schleichend dem höheren Niveau ihrer Nachbarstaaten an?

1998 waren die Verfasser überzeugt, die bisherigen Erfahrungen innerhalb der EU würden «gegen einen nennenswerten Migrationsdruck auf den hiesigen Arbeitsmarkt» sprechen. Die nackten Zuwanderungsdaten sprechen eine andere Sprache: Zwischen 1991 und 2004 wanderten durchschnittlich 50 000 Bürger aus EU/Efta-Staaten in die Schweiz ein. Nach Inkrafttreten des Freizügigkeitsabkommens verdoppelte sich die Zahl auf 99 500 (2007).

Weiter meinten die Konjunkturforscher 1998, der Vergleich von ALV-Leistungen der Schweiz mit denen der EU-Länder lasse «nicht auf eine starke Anreizwirkung des schweizerischen Systems schliessen». Zumindest Uwe sieht das anders. Er hat sich trotz Kündigung eben seinen Traumwagen gekauft. Die monatliche Leasingrate von 1300 Franken kann er sich jetzt leisten. Mit Hilfe der Schweizer Arbeitslosenkasse.



* Name der Redaktion bekannt

Weniger ist mehr

Von Kurt Schiltknecht — Die Zurückhaltung der Schweizer Regierung in Sachen Konjunkturförderung ist vorbildlich. Die Vergangenheit zeigt: Den Bürgern Schuldenberge aufzuladen, ist keine Lösung.



Visionen für eine neue Welt: Frankreichs Präsident Sarkozy.

Nicolas Sarkozy will auch eine neue Welt. Der von einigen Medien wegen seines konjunktur- und wirtschaftspolitischen Hyperaktivismus hochstilisierte französische Präsident will die europäische Wirtschaft nicht nur mit milliardenschweren Konjunkturprogrammen beglücken, nein, er will auch einen neuen Kapitalismus schaffen. Nach seiner Vorstellung soll der Staat vermehrt unternehmerische Aufgaben übernehmen und sich über einen Staatsfonds an nationalen Unternehmungen beteiligen. So könne der amoralische Finanzkapitalismus, der die Wirtschaft und die Unternehmen auf direktem Weg in die Krise geführt habe, zurückgedrängt werden.

Man muss wahrscheinlich an einer französischen Eliteuniversität ausgebildet worden sein, um zu glauben, dass der Staat unternehmerische Aufgaben besser wahrnehmen könne und der privaten Wirtschaft in Bezug auf moralisches und ethisches Verhalten überlegen sei. Aus den Erfahrungen mit französischen Staatsunternehmungen in der Vergangenheit lässt sich dieser Glaube auf alle Fälle nicht ableiten.

Im Vergleich zu Sarkozys Visionen hören sich die Forderungen der schweizerischen Parteien zur Krisenbewältigung bieder an. So fordert die SP Förderungsmassnahmen für den öffentlichen Verkehr, für Gebäudesanie-

rungen und den Lawinenschutz. Nicht fehlen dürfen selbstverständlich auch Massnahmen wie Prämienvergünstigungen für Familien und Weiterbildungsgutscheine. Nur von Steuersenkungen, die der frühere Preisüberwacher als Schnapsidee bezeichnet, will die SP nichts wissen.

Wenn die Konjunktur mit gezielten Eingriffen in spezifische Wirtschaftssegmente belebt werden soll, müssen präzise Vorstellungen darüber bestehen, wie sich die erwartete Wirtschaftsabschwächung auf diese Sektoren auswirkt. Dann muss entschieden werden, ob die daraus resultierenden Probleme mit staatlicher Hilfe angegangen oder ob die zur Krisenbewältigung notwendigen Strukturanpassungen zugelassen werden sollen.

Uhrenindustrie hat es vorgemacht

Mitte der siebziger Jahre hätte es beispielsweise keinen Sinn gemacht, wenn der Bund die maroden Unternehmen der Uhrenindustrie mit staatlichen Finanzspritzen noch länger am Leben erhalten hätte. Die anschließende Erfolgsgeschichte der schweizerischen Uhrenindustrie hat all jenen recht gegeben, die damals für eine harte Linie plädierten.

Zurzeit lassen sich in der Schweiz erst geringe Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise ausmachen. Wie die einzelnen Branchen ge-

troffen werden, lässt sich kaum voraussagen, denn die aktuelle Krise unterscheidet sich von den Rezessionen der Nachkriegszeit. Diese waren meist die Folge einer restriktiven Geldpolitik zur Bekämpfung der Inflation. Die damit einhergehenden Zinserhöhungen führten jeweils zu einer Abschwächung der Baukonjunktur und der Investitionstätigkeit. Gleichzeitig nahm die Arbeitslosigkeit zu. Nach etwas mehr als einem Jahr erholte sich die Wirtschaft wieder.

Niemand hat Erfahrung mit der Krise

Die heutige Krise ist dagegen nur teilweise auf eine restriktive Geldpolitik zurückzuführen. Die grössten Probleme resultieren aus der internationalen Bankenkrise. Damit hat niemand Erfahrung. Sollen sich nun die Politiker von den Prognostikern leiten lassen, die vor wenigen Monaten die Wirtschaft in den rosigen Farben geschildert haben, inzwischen aber nur noch schwarzsehen?

Sicher ist nur, dass die erwartete Rezession strukturelle Anpassungen erfordern und zu mehr Arbeitslosigkeit führen wird. Offen bleibt die Frage, ob der Staat die Strukturanpassungen mit öffentlichen Geldern zu verhindern versuchen soll. Prophylaktisch bereits heute einzelnen Sektoren unter die Arme zu greifen, macht keinen Sinn.

Die Zurückhaltung des Bundesrates ist lobenswert. Im Gegensatz zu den USA und einigen anderen Industrieländern hat die Schweiz weder eine Immobilien- noch eine Autokrise. Vorderhand kann es den Kantonen überlassen werden, mit die Nachfrage belebenden Massnahmen auf allfällige Probleme in ihrer Region zu reagieren. Lokale Behörden können die wirtschaftliche Situation und die Infrastrukturbedürfnisse am besten beurteilen.

Eine Delegation der Verantwortung auf Kantonsebene bietet zudem besser Gewähr, dass mit dem Geld haushälterisch umgegangen wird. Der Bund sollte sich auf Massnahmen konzentrieren, welche die Rahmenbedingungen für die Wirtschaft generell verbessern, sei es durch den Abbau von Steuern, Gebühren oder Regulierungen.

In der Vergangenheit war man erfolgreich, wenn eine Krise zur Verbesserung der Rahmenbedingungen und der Wirtschaftsstruktur genutzt wurde. Die Unternehmen, Angestellten, Arbeiter und Konsumenten sind insgesamt besser als der Staat in der Lage, die richtigen Schlüsse aus veränderten Rahmenbedingungen zu ziehen.

Prognosen unter den heutigen Verhältnissen sind schwierig. Dennoch wage ich vorzusagen, dass die Schweiz, wenn sie sich bei den Konjunkturförderungsmassnahmen Beschränkungen auferlegt, wesentlich stärker aus der Krise herauskommen wird als Länder, die zur kurzfristigen Wirtschaftsbelebung ihren Bürgern riesige Schuldenberge aufladen. ○

Mats Wilander

Der siebenfache Grand-Slam-Sieger über sein Lieblingsthema: die Rivalität zwischen Roger Federer und Rafael Nadal. Und weshalb Federer besser ist als Björn Borg.



«Federer ist immer noch entspannt»: Ex-Tennispieler Wilander.

Glauben Sie, dass Nadal in diesem Jahr Federer endgültig hinter sich lassen kann?

Nein. Vielleicht in der Weltrangliste, aber für Federer ist das Ranking nicht mehr so wichtig. Ich vermute, er wird seinen Terminkalender nicht mehr so vollpacken, Pausen einlegen, wenn sein Körper Ruhe braucht, und hie und da mal auf ein Turnier verzichten. Federer geht auf den Platz, ohne sich gross Gedanken zu machen, er überlässt alles seinem Schläger. Diesem mentalen Stress setzt er sich von vornherein nicht aus. Nadal dagegen hat von Anfang an Stress. Für Nadal wird es also viel schwerer, wie Federer drei oder vier Jahre lang die Nummer eins zu sein. Dieses Jahr dürfte das spannendste Tennisjahr seit langem werden – ach, das sage ich ja schon seit fünf Jahren. Es wäre schön, einen Wechsel an der Spitze zu sehen und wenn

Federer weiterhin Grand-Slam-Turniere gewänne und den weltbesten Spieler herausforderte.

Welchen Federer werden wir 2009 erleben?

Ich glaube, er hat viel von den US Open gelernt, wo er viel aggressiver spielte als früher, öfter ans Netz ging. Er bringt nicht mehr diese spektakulären Bälle, mit denen er seine Punkte machte, die werden wir vermutlich bei keinem Spieler mehr sehen. Gegen Nadal ist das aber nicht genug, nicht einmal auf Rasen. Federer wird noch cleverer spielen denn je, ihm bleibt gar nichts anderes übrig.

In Paris muss er sich gegen Nadal immer geschlagen geben – im letztjährigen Final 6:1, 6:3, 6:0. Hat Federer auf Sand alles gegen Nadal ausprobiert?

Nein. Er hat nicht versucht, ans Netz zu gehen, so wie bei den US Open im letzten Jahr.

Wenn der Ball mehr als drei, vier Mal übers Netz geht, dann gewinnt Nadal bekanntlich neunzehn von zwanzig Punkten. Jedes Mal, wenn Federer gegen Nadal auf Sand angetreten ist, war er verunsichert, wie im letzten Jahr. Das wird nicht wieder passieren. Er wird nicht wieder von der Grundlinie aus verlieren.

Aber im letzten Jahr ist er doch oft ans Netz gegangen.

Er hat es sich vorgenommen, er hat auf andere Leute gehört, die gesagt haben, er soll ans Netz gehen. Man muss es ganz selbstverständlich tun und wissen, dass es das Richtige ist. Inzwischen ist ihm bestimmt klar, dass es nur so geht, dass es falsch war, wie er früher gespielt hat.

Ist damit zu rechnen, dass Federer sich zurückzieht, wie viele vor ihm, die als Nummer eins entthront wurden?

Ich glaube, er wird uns noch eine Weile erhalten bleiben. Zu oft hat er davon gesprochen, dass er spielen will, bis er dreissig ist. Es scheint ihm ja auch wirklich Spass zu machen. Er ist immer noch entspannt, macht sich vor dem Match keine grossen Sorgen. Ich glaube, er wird öfter verlieren, weil er bei den kleineren Turnieren vielleicht nicht alles gibt. Was man von den Spielern hört, ist, dass niemand unbesiegbar ist, zumal beim Australian Open. Aber bei den Grand-Slam-Turnieren wird Federer natürlich dabei sein. Da geht es nicht um den Spass. Man gewinnt mit seiner inneren Einstellung, nicht damit, wie man spielt. Im Final des US Open hat Federer zu Andy Murray gesagt: «Ach, ich kann nicht anders spielen? Ich werde ab sofort dauernd ans Netz gehen.» Und man konnte sehen, wie Andy zerbrach. Federer wird ihm nichts schenken. So eine Einstellung braucht man bei einem Grand-Slam-Turnier, die gehen über zwei Wochen, da spielt man nicht durchgehend sein bestes Tennis. Federer will den Rekord brechen [15 Grand-Slam-Titel], und wir alle wollen das erleben. Das French Open könnte bereits der fünfzehnte Titel sein, und dann wird der eleganteste, natürlichste Spieler und der fairste Sportler auf dem Platz auch der beste Tennisspieler aller Zeiten sein. Eigentlich würde ich das schon heute sagen: Er ist der beste aller Zeiten.

Besser als Björn Borg?

(überlegt) Ja. Ich würde ihn über Borg stellen. In den Geschichtsbüchern wird stehen, dass Federer fünfzehn Titel hat. Letztlich ist das die einzige Möglichkeit, den Rang eines Spielers zu beurteilen.

Die Fragen stellte **Simon Kuper**.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Mats Wilander, 44, war 1988 die Nummer eins der Tennis-Weltrangliste und arbeitet heute als Kommentator für Eurosport.

Mörgeli

Kubanischer Menschenzoo

Von Christoph Mörgeli

«Socialismo o muerte» hiess die revolutionäre Parole Fidel Castros, Sozialismus oder Tod. Mittlerweile ist Kuba beim geflüsterten «Muerte o muerte» angelangt. Wie lange hält er noch durch, der Comandante?

Einer, der ebenfalls seit langem durchhält, ist Franco Cavalli, Koordinator der parlamentarischen Gruppe Schweiz – Kuba. Der frühere SP-Fraktionschef hält unerschütterlich die Treue zum kubanischen Regime. Wenn auch aus sicherer Distanz. Dem *Tages-Anzeiger* unterstellt er eine «Desinformationskampagne» und schreitet zur Replik. Wirtschaftliche Misere? Mitnichten. Kubas Wirtschaft sei auf «Expansionskurs». Völlige Unfreiheit? Früher. Jetzt seien die Kubaner viel freier. Politische Gefangene? Nun gut. Aber nur noch «etwa hundert». Folterungen? Also der kubanische Kardinal Ortega, «der nicht gerade als regimefreundlich gilt», habe ihm persönlich versichert, bei seinen Gefängnisbesuchen keine Folterspuren bemerkt zu haben.

Der «nicht gerade regimefreundliche» Kardinal Ortega liess übrigens in einem Hirtenbrief verlauten, die kubanische Kirche würde eine ausländische Intervention auf der Insel niemals akzeptieren oder gar unterstützen. Dann rief er zum Gebet für den erkrankten Präsidenten Fidel Castro auf. Und zu Ruhe und Ordnung. «Wir kubanischen Katholiken beten für das Vaterland, wir beten für Kuba in diesem Moment und für diejenigen, die es regieren.» Wie, mein lieber Franco Cavalli, sähe denn ein regimefreundlicher Hirtenbrief aus?

Der Tessiner Chefarzt setzt noch eins drauf. Seit fast fünfzig Jahre befinde sich Kuba in einem Kriegszustand mit den USA. Kubas Lage sei in etwa mit jener der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges zu vergleichen. Wie bitte? Von wem wurde die Schweiz 1939 bis 1945 umstellt und bedroht? Von Nazi-Deutschland. Folglich sind die Amerikaner die Nazis der Kubaner. Und kein Aufschrei nirgends. Ein Linker kann sich in diesem Land offenbar jede Idiotie leisten.

Zum Schluss zeichnet Cavalli noch das Bild einer fürsorglichen Diktatur. Denn Kuba, so die nüchterne Rechnung des Schweizer Mediziners, habe «die längste Lebenserwartung und die tiefste Kindersterblichkeit Lateinamerikas». So gesehen, ist das Leben der Kubaner ungefähr so beneidenswert wie dasjenige von Tieren im Zoo. Dort ist die Lebenserwartung auch höher als draussen. Dank Käfighaltung.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Sommerzeit

Von Peter Bodenmann — Was hilft gegen wenig Wachstum, einen harten Franken und politische Selbstverdummung?



Schweiz und Europa: Referendum gegen die Sommerzeit, 1977.

Platz 1: Finnland konnte in den letzten 15 Jahren sein Bruttosozialprodukt pro Kopf real um 59 Prozent steigern. Dies trotz oder wegen EU-Beitritts und Einführung des Euro.

Platz 2: Schweden kombinierte den EU-Beitritt mit der Beibehaltung der eigenen Währung. Das Wirtschaftswachstum betrug seit 1992 kräftige 43 Prozent.

Platz 3: Österreich wählte den gleichen Weg wie Finnland: EU-Beitritt plus Euro. Das Resultat: 32 Prozent reales Wachstum.

Platz 4: Die Schweiz kombinierte Alleingang mit obermühsamen bilateralen Verhandlungen. Unser Wachstum betrug in dieser Phase nur 16 Prozent.

So weit die Zahlen der OECD. Für alle vier alten Efta-Länder ist der Euroraum wirtschaftlich entscheidend. Österreich und Finnland haben dank dem Euro keine Währungsprobleme. Die Schweden machen ihre Krone weicher und somit die Wirtschaft konkurrenzfähiger. Die Schweiz bestraft sich mit dem harten Franken selber. Mehr als erstaunlich: Niemand fordert heute politisch den Beitritt der Schweiz zur EU. Niemand eine neue Politik der Nationalbank.

Blockade 1: Die SP lässt die Europafrage links liegen. Sie unterstützt ohne Beitrittsperspektive den bilateralen Weg, der schleichend in die Sackgasse führt.

Blockaden 2 und 3: Die Präsidenten von FDP und CVP wollen aus Angst vor der SVP den EU-Beitritt nicht einmal mehr diskutieren.

Blockade 4: Der Bundesrat ist vor der SVP eingeknickt, und diese bekämpft zum Dank jeden kleinen Schritt Richtung Integration mit immer abstruseren Argumenten.

Diese Selbstverdummung hinterlässt Spuren: Die EU ist ein Verein. Alle in diesem Verein sind formal gleichgestellt. Niemand darf diskriminiert werden. So will es die Logik des Binnenmarktes. Die Länder des ehemaligen Ostblocks verstehen in dieser Frage aufgrund ihrer Geschichte keinen Spass. Wer ihnen auf die Zehen tritt, bekommt eine geschmiert.

Kein Mensch kann im Ernst davon ausgehen, dass die Schweiz künftig Rumänen und Bulgaren anders behandeln kann als die EU-Bürger aller anderen Länder.

Vielleicht könnte der Schweiz nichts Besseres passieren als ein Nein. Der Bundesrat müsste mit Ueli Maurer im Seitenwagen nach Brüssel pilgern. Die EU würde die Schweiz gezielt piesacken und ihr eine Frist für eine zweite Abstimmung einräumen. Um die Chancen zu steigern, müsste der Bundesrat ein grosses Konjunkturpaket anschieben. Das Parlament die flankierenden Massnahmen verstärken. Und die Nationalbank den Franken weicher machen.

Alles, damit die Personenfreizügigkeit im zweiten Umgang gleich schlank durchkommt wie die Sommerzeit seinerzeit.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Produktion von Styropor

Von Kurt W. Zimmermann — In Krisenzeiten zeigt sich die anarchische Produktionsweise der Medien besonders schön.

Die *Basler Zeitung* baut 22 Journalisten ab. Die *Aargauer Zeitung* spart 8 Journalisten ein. Edipresse trennt sich von 17 Journalisten. Der *Blick* schickt 8 Journalisten heim. Auch die *NZZ* verkleinert die Redaktion.

Interessant am Stellenabbau bei unseren Zeitungen ist die Begründung. Anders als in der Auto- oder Bankenindustrie bauen Zeitungen nicht Stellen ab, weil es weniger Arbeit gibt. Sie bauen Stellen ab, weil es weniger Inserate gibt.

Es gehört zu den grossen Merkwürdigkeiten der Zeitungsbranche, wie ihre Produktion ausgestaltet ist. Keine andere Branche ist in ihren Prozessen ähnlich unflexibel.

Erste Merkwürdigkeit ist, dass die Mitarbeiterzahl nicht über die Produktionsmenge definiert ist. Die Redaktionsgrösse bemisst sich nicht an der anfallenden Arbeit. Sie bemisst sich an externen Faktoren. In guten Anzeigenzeiten wachsen die Redaktionen. In schlechten Anzeigenzeiten schrumpfen die Redaktionen. Der journalistische Aufwand bleibt gleich.

Die zweite und noch grössere Merkwürdigkeit ist die Steuerung der Produktion. Es gibt keine Flexibilität. Redaktionen produzieren jeden Tag genau dieselbe Menge. Sie füllen jeden Tag dieselbe Anzahl von Inland-, Ausland-, Wirtschafts-, Regional-, Kultur-, Gesellschafts- und Sportseiten ab, verteilt auf vier bis sechs Zeitungsblende.

Journalistische Kriterien sind untergeordnet. Ob etwas los ist auf der Welt oder ob nichts los ist auf der Welt, hat keinen Einfluss auf den Blattumfang. An Tagen, an denen rein gar nichts geschieht, ist die Zeitung genauso dick wie am Tag, an dem die Schweiz untergeht.

Damit sind wir beim aktuellen Problem der Medienbranche. Es braucht enorm grosse Redaktionen, um die dicken Blätter zu füllen. Das Problem einer Redaktion ist stets, dass man zu wenig Stoff hat, um all die Inland-, Ausland-, Wirtschafts-, Regional-, Kultur-, Gesellschafts- und Sportseiten vollzubekommen. Man muss sich dauernd Themen aus den Fingern saugen, damit es keine weissen Flecken gibt im Blatt. Das ist teuer.

Besonders augenfällig ist diese Situation am Montag, weil übers Wochenende, mit Ausnahme des Sports, noch weniger passiert als sonst. Es braucht noch mehr teures Füllmaterial als sonst. In der Montagsausgabe ist der Anteil an journalistischem Styropor besonders hoch.

Nehmen wir nur ein paar zufällige Beispiele von diesem Montag aus dem Inlandteil. Die *Aargauer Zeitung* berichtet in einem



22 Journalisten gespart: Verleger Hagemann.

grossen Artikel, dass die heutige Familie sozialgeschichtlich im 19. Jahrhundert begann – na so was. Die *Neue Zürcher Zeitung* berichtet in einem grossen Artikel, dass keine einzige Partei für eine Amtszeitbeschränkung von Bundesräten sei – was für News. Der *Tages-Anzeiger* berichtet in einem grossen Artikel, dass eine Ex-Friedensrichterin nun lesbische Managerinnen vernetzt – das wollten wir schon immer wissen.

Auch Journalisten wissen, dass solche Nicht-Themen keinen einzigen Leser interessieren. Aber ohne solch sinnloses Füllmaterial bleiben die Seiten weiss. Wenn man Journalisten entlässt, muss darum die Qualität nicht zwingend leiden. Oft wird nur weniger Styropor produziert.

Dünne und dicke Zeitungen

Der aktuelle Trend des Zeitungsgewerbes geht in die gegenteilige Richtung. Auch Titel wie *Tages-Anzeiger* und *NZZ* überlegen sich inzwischen, von ihrer starren und teuren Blattstruktur wegzukommen. Die flexibelste Lösung sind Ein-Bund-Zeitungen wie *Repubblica* und *Herald Tribune*. Wenn viel los ist, sind sie dick, wenn nichts los ist, sind sie dünn.

In diesem Punkt ergänzen sich die betriebswirtschaftliche und die qualitative Betrachtung ideal. Dünnere Zeitungen sind nicht nur kostengünstigere Zeitungen. Dünnere Zeitungen sind oft auch bessere Zeitungen.

RTL im Schnelldurchlauf

Von Gion Mathias Cavelti

RTL ist 250 geworden! Eine Erfolgsgeschichte im Schnelldurchlauf:

1. Januar 1759: RTL nimmt seinen Betrieb auf. Zum Auftakt wird ein feinfühliges zweieinhalbstündiges Porträt des luxemburgischen Komponisten François-Marie Fournelle gesendet. Besonders berührend nimmt sich eine Szene aus, in welcher der bereits alternde Fournelle den 26-jährigen Joseph Haydn in Lukawitz besucht. Auf ihrem Spaziergang zur Büffelfarm des Grafen von Morzin gesteht Fournelle unter Tränen: «Euer Klavierkonzert in C-Dur – der Beginn des zweiten Satzes ist einfach wunderschön!» Das Zuschauerinteresse ist gleich null. // 8. Oktober 1763: RTL strahlt eine filmische Biografie des luxemburgischen Künstlers Maximilien Weydert aus, der weltweit einzigartige Mobiles aus Mahagoniholzbrettern sägt. Kein Schwein interessiert es. // 21. Mai 1764: RTL bringt ein grosses «Houdremont-Special» (Theo Houdremont gilt als Übervater der luxemburgischen Toponomastik). Die Einschaltquoten sind zum Heulen. // 22. Mai 1764: Der Direktor von RTL, Dr. Pelota, konstatiert: «So kann es nicht weitergehen.» Gleichzeitig hat er eine geniale Idee: «Wir zeigen ab sofort nackte Weiber! Dass da nicht früher einer draufgekommen ist!» // 23. Mai 1764: Zwei pralle Möpfe wackeln über den Bildschirm. Drei Millionen Zuschauer verfolgen gebannt das Geschehen. // 26. Juni 1764: Zum ersten Mal überhaupt ist eine blanke Arschbacke im Fernsehen zu sehen. Acht Millionen Zuschauer goutieren es. // 5. August 1764: Der erste Weltrekordversuch im einhändigen BH-Öffnen wird live übertragen. Herr Meier öffnet in einer Minute 49 BHs. Zehn Millionen sind begeistert und quittieren die Leistung von Herrn Meier mit Standing Ovations. Ab jetzt geht es nur noch bergauf.

Ja, zum Glück hat Dr. Pelota damals den rettenden Einfall gehabt. Wo wären wir sonst heute? Wo wäre ich sonst heute? Diese Kolumne gäbe es schlicht und einfach nicht! Und sollte sie einmal gestrichen werden, habe ich nur einen Wunsch: Bringt an ihrer Stelle nackte Weiber! Die Leserzahlen würden schlagartig explodieren (oje – habe ich jetzt vielleicht jemanden auf eine ungute Idee gebracht?)...

RTL – Die grosse Jubiläumsshow (2/2). RTL, 17. Januar

«Dass Widmer-Schlumpf diese Farce mitgespielt hat, spricht auch nicht gerade für sie.» *Thomas Bartlome*



209 828 Fernsehzuschauer: Schweizerin des Jahres Widmer-Schlumpf.

Inszenierte Polit-Show

Nr. 3 – «Im Namen des Volkes»; Alex Baur über den Swiss Award

209 828 Fernsehzuschauer haben also Eveline Widmer-Schlumpf zur Schweizerin des Jahres gewählt, und unsere Massenmedien feiern dies fast so überschwänglich wie die Wahl des ersten Afroamerikaners zum US-Präsidenten. Die Tatsache, dass die Zuschauer nur gerade drei Personen zur Auswahl hatten und die anderen beiden Kandidaten wohl gar nicht kannten, macht das Ganze nur noch lächerlicher. Dass Widmer-Schlumpf diese Farce mitgespielt hat, spricht auch nicht gerade für sie. Das war eine von SVP-Hassern inszenierte Polit-Show mit nur einer Absicht, nämlich dieser Partei eins auszuwischen. Toller Stil!

Thomas Bartlome, Vezia

Das dargestellte Wahlvorbereitungsprozedere zeigt, wie unser Staatsfernsehen von politisch links orientierten Medienleuten unterwandert ist. Zur Agitation der dortigen «Kulturschaffenden» gehört u. a. das Ignorieren oder Marginalisieren unserer eigenen schweizerischen Volkskultur. Dafür wird laufend Kitsch in greller Choreografie und mit veramerikanisierten Vokabeln gegen teures Konzessionsgeld serviert. *Werner Röllin, Wollerau*

Wie die Kür der Finalisten des Swiss Award zustande kam, mag wohl zumindest hinterfrag-

bar sein. Alex Baur nimmt nun dieses harmlose SVP-Ärgernis zum Anlass, um Widmer-Schlumpf die Schuld am starken Zuwachs an Asylanten zuzuschreiben. In die gleiche Kerbe schlägt Christoph Mörgeli. Dass die von der SVP so ungeliebte Bundesrätin für diesen Zuwachs verantwortlich gemacht wird, ist ein unwiderlegbarer Beweis dafür, dass es den beiden Verfassern an sachlichen Argumenten gegen sie ganz offensichtlich fehlt. Mit Behauptungen wird zudem ihr anerkanntes Wirken in Vertretung des damals kranken Finanzministers in Frage gestellt. Die *Weltwoche* versinkt immer mehr im sonst dem Boulevard vorbehaltenen Sumpf. Denn eine Eigenschaft der Boulevardpresse ist die penetrante Pflege von Feindbildern. *Markus Kölliker, Siebnen*

Personenfreizügigkeit um jeden Preis

Nr. 3 – «Unnötiger Zeitdruck»; Markus Somme und Alex Baur über die Personenfreizügigkeit

Leuten wie Peter Spuhler ist es doch eigentlich egal, ob Bulgarien oder Rumänien nun «bilateral» werden oder nicht. Billigst-Arbeitskräfte aus diesen Ländern interessieren höchstens unsere Bauern, die Lidl-mässige Tiefpreise abliefern sollen. Aber welche Gewerkschaft überwacht denn das Salatpflücken? Dass hingegen der Staat und die Gemeinden schon heute auf hohen Sozialkosten sitzenbleiben (mit Steuerfolgen in den kommenden Jahren), ist EU-Protagonisten offensichtlich egal. Dafür gibt es

dann mit schwachem Erfolg Reintegrationsmassnahmen für arbeitsuchende Personen. Personenfreizügigkeit um jeden Preis ist offenbar das Motto der Stunde, vergleichbar mit dem Drehen von Locken auf der Glatze. Schonung der restlichen Kranzhaare ist angesagt, folglich ein Nein zu dieser Freizügigkeitsvorlage. *Rainer Selk, Buchs*

An der Weltbevölkerungskonferenz 1994 in Kairo hat sich auch die Schweiz dazu verpflichtet, auf eine Stabilisierung der Einwohnerzahl hinzuwirken. Was ist daraus geworden? Die Einwohnerzahl nimmt pro Jahr um etwa 50 000 zu. 50 000 Personen benötigen 2,2 Millionen Quadratmeter Wohnfläche, so wird pro Sekunde mehr als ein Quadratmeter Land überbaut. 50 000 Personen benötigen zwei Milliarden kWh an zusätzlicher Energie und produzieren 24 800 Tonnen Siedlungsabfall und Sondermüll. Zusätzliche 25 000 PWs tragen zu Verkehrsstaus und einer erhöhten CO₂-Belastung bei. Das Mittelland liegt punkto Überbevölkerung nach Bangladesch an zweiter Stelle! Warnende Stimmen betreffend diese die Umwelt und den sozialen Frieden bedrohende Übervölkerung in der Schweiz wurden und werden aus Gier nach Geld und Wachstum stets überhört. *Markus Kölliker, Siebnen*

Ziemlich grosses Universum

Nr. 3 – «Sternstunden der Menschheit»; Felix Hutt über das Internet-Sozialnetz Facebook

Mag sein, dass Facebook doof ist. In einem 13,7 Milliarden Jahre alten und ausserdem ziemlich grossen Universum ist aber auch eine *Weltwoche* nur bedingt relevant.

Adrian Züblin, Winterthur

Sogenannte Experten warnen eindringlich davor, sich auf Facebook und Konsorten «hemmungslos» zu präsentieren, da es hinderlich für Karrieren in gewissen Firmen sein könnte. Aber es ist genau andersrum, viele Unternehmen müssen enorm aufpassen, in der zunehmend vernetzten Welt nicht in Misskredit zu geraten. Die Firma Billag kann schon mal bye-bye sagen, denn Facebook ist nichts anderes als «Power to the People» in Reinkultur.

Reto Suter, Thalwil

Eine Frage des Masses

Nr. 3 – «Wir sind in einer Falle»; Roger Köppel im Gespräch mit Prof. Dr. Herwig Birg

Kampf der Kulturen und Wanderbewegungen sind so alt wie die Menschheit. Ich habe während Jahrzehnten in vielen Kontinenten und Ländern gelebt und gearbeitet und diese Problematik hautnah erlebt. Es ist wie bei allem im Leben eine Frage des Masses. Überschreitet die Ein- bzw. Unterwanderung ein bestimmtes Mass, geht die Identität der ansässigen Bevöl-

kerung verloren. Wenn die heutigen Wanderbewegungen und demografischen Entwicklungen so weitergehen, sind wir in wenigen Generationen eine Minderheit im eigenen Land und müssen uns der neuen Mehrheit fügen.
Fridolin Schlittler, Wädenswil

Warum sind die Israelis die Bösen?

Nr. 3 – «Alle Gaza oder was?»;
Henryk M. Broder über den Nahostkonflikt

Die Frage sollte m.E. zumindest für die Schweiz heissen: «Was können die Linken – nicht generell die Schweizer – den Juden nicht verzeihen?» Von den Sozis gibt uns niemand die Antwort, wir anderen denken aber wohl alle dasselbe: diese ewige Sucht, auf der Seite der «Guten», aber «Unterdrückten» zu stehen, sich mit dem Protest gegen den «bösen Mächtigen» dieses gute Gefühl des «Gerechten und Mutigen» zu verschaffen, diese Verbindung von fast religiös verzücktem «Richtigen» und weltlich grimmigem «Dort sind die Täter, tötet sie». Somit geht es nicht um Verzeihen, sondern um Projektionsfläche. Es bleibt die Frage, warum die Juden/Israelis die Bösen zu geben haben. Wegen ihrer Nähe zum ewigen Klassenfeind USA? Bedenklich, dass die Sichtweise vom bösen terroristischen Israel so unverstellt durch die eingespurten Medien sickern kann. *Christoph Röthlisberger, Jegenstorf*

Der unbekannte Kontinent

Nr. 3 – «Denkfigur Russland»; Daniele Muscionico über das russische Wesen

Jemand, dessen Russlandschweizer Vater nicht in Tatarstan geboren ist und dessen russische Mutter nicht in Taschkent, wer selbst nicht in Odessa geboren ist und nicht eine Russlandschweizer Tante in Tiflis gehabt hat, hat grösste Mühe, zu begreifen, was ein Russe ist. Deshalb versuche ich nichts zu erklären und empfehle stattdessen allen Interessierten, das selbst zu erleben. Ausser meinem Grossvater, Jacques Alexis Lambert, haben das prominente Schweizer getan wie Euler und Lefort sowie Generationen von Russlandschweizern, die dabei ausnahmslos erfolgreich und glücklich gewesen sind. Unter den vielen mir bekannten Russlandschweizern kenne ich keinen Versager. Sie alle sind Patrioten gewesen, sowohl der Schweiz als auch Russlands, und haben sich als Schweizer und auch als Russen gefühlt. Zwischen unseren Ländern besteht ein jahrhundertealtes glückliches Verhältnis. Schweizer, die wissen wollen, wie Russen sind, dürfen also zuerst sich selbst anschauen und sich ausmalen, wie es ihnen im grössten Lande der Erde ergehen würde, das nach Solschenizyn eher «ein Kontinent» denn «ein Land» ist. Jetzt glaube ich doch, dass mir eine Erklärung gelungen ist.
Victor Aleksejewitsch Lambert, Rickenbach Sulz


Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Korrigendum

Im letzten Editorial wurde geschrieben, EU-Bürger, die einen Tag in der Schweiz gearbeitet haben und davor 364 Tage innerhalb von zwei Jahren in der EU, hätten, wenn sie ihren Arbeitsplatz verlieren, Anrecht auf Arbeitslosenunterstützung in der Schweiz während fünf Jahren. Das ist falsch. EU-Bürger hätten Anrecht auf Sozialleistungen während fünf Jahren. Die Arbeitslosenunterstützung entfällt, wie bei arbeitslos gewordenen Schweizern, nach einer kürzeren Periode. Wir entschuldigen uns für die Ungenauigkeit. *Die Redaktion*



Für Überblick und Orientierung: eine finanzielle Standortbestimmung bei UBS.

Eine sorgfältige Überprüfung Ihrer finanziellen Situation bildet die Basis für die ganzheitliche Beratung. Unter Einbezug Ihrer persönlichen Ziele und des aktuellen Marktumfeldes finden wir gemeinsam mit Ihnen die passende Lösung rund ums Anlegen, Vorsorgen und Finanzieren für Sie oder Ihr Unternehmen. Vereinbaren Sie einen Termin für eine finanzielle Standortbestimmung. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

www.ubs.com/kompass

You & Us





«Ein ehrlicher, fleissiger Knabe»

Der Fall führt ins Herz des internationalen Atombombenschmuggels. Eine wichtige Rolle spielt der mysteriöse Ostschweizer Urs Tinner. In einem Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens bricht er jetzt erstmals sein Schweigen. *Von Urs Gehriger*

Vier Jahre und drei Monate sass Urs Tinner eingesperrt in kargen Mauern, während draussen Juristen, Politiker und Journalisten über seine Taten spekulierten, während seinetwegen die Schweizer Regierung die spektakulärste Aktenvernichtung ihrer Geschichte vollzog. Jetzt sitzt er da, konzentriert und angespannt, und bricht erstmals sein Schweigen. Hart sei es gewesen in der langen Gefangenschaft, erzählt er vor der Kamera des «DOK»-Teams. Die letzten Jahre hätten ihm stark zugesetzt.

Die Meinungen wurden während seiner Haft längst gemacht. Für die einen ist er ein Verräter, ein Grosskrimineller, verantwortlich für eines der grössten Verbrechen: die Verbreitung von Atomwaffen an dubiose Regime. Für die anderen ist er ein geläuterter Filou, der bei allem Übel, das er mutmasslich verursacht hat, Schlimmeres verhindern verhalf, indem dank seiner Mitarbeit die Machenschaften des nuklearen Schwarzmarktes aufgedeckt wurden. Nur eines attestiert ihm kaum jemand: dass er ohne böse Absicht, unwissentlich, in die Fänge des

schlimmsten Netzwerkes gelangte – in den atomaren Schmugglerring des Doktor Abdul Qadir Khan, des «Vaters der islamischen Bombe».

Doch genauso präsentiert er sich im «DOK»-Film. «Irgendwie ist man blitzartig in etwas drin, in dem man gar nicht drin sein möchte», sagt er. Die Geschichte, die er erzählt, ist die eines Pechvogels, der aus Versehen und mit einer gehörigen Portion Naivität, ins Unglück schlitterte.

Sie beginnt in Haag SG. Hier sind die Tinner zu Hause. Die Familie gehört zur Honoratiorenschaft. Bis Ende 1996 war Vater Friederich Tinner Korporationspräsident von Haag, zuständig für Strom- und Wasserversorgung. Und seine Frau Hedwig führte jahrelang den Kirchenvorstand. Friederich Tinner sei streng und autoritär, ein Patriarch, erzählen Leute aus dem Dorf. Andere schildern ihn als Selfmademan, der sich vor Jahrzehnten auf Vakuumtechnologie spezialisiert hat und damit gut geschäftete. Er soll sogar einen Vakuum-Sarg patentiert haben, in dem man Leichen

10 000 Jahre in sterblicher Frische aufbewahren könne. Wirklich zu kennen scheint die Familie jedoch kaum jemand.

Im Film erzählt Urs Tinner von einer schwierigen Jugend. Der Lehrer habe ihm die Sekundarschulprüfung verboten. Zuerst habe er Koch werden wollen oder Bäcker, schliesslich wurde er Mechaniker. Dabei entwickelt er offenbar eine grosse Fingerfertigkeit. Das ist auch einem Gast aus Pakistan aufgefallen. «Ein sehr fleissiger, ein sehr guter Arbeiter, wie man so sagt: ein sehr ehrlicher, fleissiger Knabe» sei er, sagt Abdul Qadir Khan.

Talentierte Handwerker

Ab 1976 ist Khan wiederholt bei den Tinner zu Besuch. Der damals noch unbekannte Ingenieur hat Grosses vor. Der pakistanische Premierminister Zulfikar Ali Bhutto hat ihn beauftragt, für sein Land die Atombombe zu bauen, um mit dem Nachbarn Indien gleichzuziehen. In Europa sucht er talentierte Handwerker auf dem Sektor der Nukleartechnolo-

gie auf. Vater Tinner kommt mit ihm ins Geschäft. Ob er von Khans wahrer Mission weiss, ist nicht bekannt. (Khan verneint dies, siehe Interview, Seite 44.)

Während Vater Tinner im Risikobereich Atomtechnologie geschäftet, nimmt das Leben seines ältesten Sohnes, Urs, Jahrgang 1965, etliche unglückliche Wendungen. Seine erste Ehe zerbricht. Seine Kinder sieht er selten. Eine zweite Ehe, mit einer Russin, wird ebenfalls geschieden. Ehemalige Bekannte beschreiben ihn als Versager. Mehrmals habe er sich vergeblich um Jobs beworben, sogar in den USA, bringt SF-Reporter Hansjürg Zumstein in Erfahrung. Ende der neunziger Jahre droht Urs Tinner unter dem Probleberg einzuknicken.

*Ich war nach der Scheidung, es gab ein grosses Theater rund um die Kinder, die mir sehr gefehlt haben, es gab Probleme mit dem Besuchsrecht. Gleichzeitig versuchte ich meine Schulden abzahlten, und irgendwie gab es dann plötzlich die Situation, dass ich mit der Gemeinde wegen offener Steuerrechnungen immer mehr Probleme hatte. So sagte ich mir: «Ich muss weg.» **

Im November 1998 verreist Urs Tinner. Nach Dubai.

Ich weiss nicht mehr, wie ich auf Dubai kam, für mich war einfach wichtig: weg.

Dubai boomt. In der Wüstenstadt am Persischen Golf entsteht ein Eldorado für Händler aller Art und Provenienz. Hier trifft Urs Tinner einen alten Freund der Familie wieder: A. Q. Khan. Obwohl sich Khan als guter Freund der Familie Tinner bezeichnet und etliche Male in Haag zu Gast war, war Urs angeblich zuerst fremd, kam ihm aber offenbar schnell näher.

Ich wusste nichts von ihm, es war ein älterer Mann, er sprach gebrochen deutsch, eigentlich sehr gut hochdeutsch. Deshalb war er vielleicht der Einzige, ja, wie es so ist, wenn man im Ausland ist, und niemand versteht einem, und plötzlich kommt einer, der deutsch spricht. Man konnte plötzlich viel mit ihm sprechen.

Kurz vor Tanners Ankunft in seiner Heimat war Khan zum Nationalhelden aufgestiegen. Frenetisch jubelten 150 Millionen Pakistaner, als am 28. Mai 1998 über dem Changai Mountain eine gigantische Wolke aus Fels und Staub hochstieg. Pakistan hatte seine erste Atombombe getestet. Khan hatte sein vorerst geheim betriebenes Projekt erfolgreich vollendet. Pakistan war zur Atommacht aufgestiegen und musste den übermächtigen Nachbarn Indien nicht mehr fürchten.

Doch Khan hatte längst nicht mehr bloss das nationale Interesse im Sinn. Was damals noch kaum jemand wusste: Er lieferte sein Know-how an interessierte Staaten, vermittelte Nukleartechnologie-Lieferanten und liess sogar



2003 in Italien beschlagnahmt: für Libyen bestimmter Atombombenbedarf.

ganze Anlagen fertigen und liefern. Ob aus Geldgier, Fanatismus oder Hass auf den Westen und Israel – seine Motive sind bis heute nicht schlüssig bekannt. Auch Urs Tinner steht vor einem Rätsel.

Mir ist aufgefallen, er war ein Mensch, von dem ich eigentlich heute sagen muss: Ich kann die Vorwürfe nicht nachvollziehen. Seine Wohnung war voll mit Bildern von Vögeln und Pflanzen, er war sehr naturverbunden.

Was Urs Tinner in Dubai zu tun plante, scheint schleierhaft. Zu Hause in Haag habe er Freunden gesagt, er wolle ein Geschäft mit «Power-Drinks» aufziehen, ist in Büchern und Medien zu lesen. Es kam anders. In Dubai traf Urs

einen Mann, der sein Leben fundamental verändern sollte.

In Dubai habe ich Herrn Tahir kennengelernt, und er sagte, er wolle eine Firma aufbauen, eine kleine mechanische Werkstätte zum Montieren und zum Teile-Herstellen.

Bei dem Mann, den Urs Tinner, offenbar eher zufällig kennenlernte, handelte es sich, wie die Öffentlichkeit ein paar Jahre später erfahren sollte, um Khans «rechte Hand» im nuklearen Schmugglernetzwerk. In einem Polizeiverhör 2004 gibt der gebürtige Sri-Lanker Buhary Seyed Abu Tahir zu Protokoll, als Chefeinkäufer Khans für Libyen Atomteile angefertigt und geliefert zu haben. Zuerst von Dubai, spä-



Atommacht: Pakistani feiern 1998 einen Nukleartest.



«Er sprach gebrochen deutsch»: Atom-Wissenschaftler Khan.

ter von Malaysia aus. Dorthin ist Urs Tinner ihm 2002 gefolgt und angeblich in eine leitende Position aufgestiegen.

Im Interview mit dem Schweizer Fernsehen widerspricht Urs Tinner: «Normaler mechanischer Angestellter unter Tahir war ich.» Als solcher habe er unvermittelt Einblick in Tahirs dubiose Geschäfte erhalten.

Eines Tages kommt Tahir und sagt, man wolle Dokumente einscannen. Er wolle den Papierkrieg weg haben. Man hat in der Firma einen Computer aufgestellt, eine externe Harddisk angeschlossen. Ich habe das überwacht und auch teilweise mit eingescannt.

Dann schildert Urs Tinner eine Szene, die eine Antwort gibt auf eine der wichtigsten Fragen,

die im Zusammenhang mit dem Khan-Netzwerk im Raum stehen: wie er in Besitz höchst delikater Akten über Uran-Anreicherungs-Anlagen, Lenkwaffensysteme und sogar Baupläne eines Atomsprenkkopfes gelangt ist. Pläne, die von der Schweizer Justiz im Zuge des Strafverfahrens gegen die Tinner-Familie beschlagnahmt und auf Beschluss des Bundesrates 2007 in einer geheimen Aktion geschreddert wurden.

Der Computer, man hat ihn so eingerichtet, erst eine Kopie auf der Harddisk gemacht und dann intern abgespeichert. Erst war es ein Fehler, dass es auf der internen Harddisk des Computers gespeichert hat. Und nachher hat man gesehen, dass dort Kopien drauf sind. Und nachher hat man begonnen, dort

nachzulesen. Und dann hat man es so gemacht, dass in Zukunft alles, was man gescannt hat, dort automatisch abgelegt wird.

Ob aus Verlegenheit oder Vorsicht: Wenn Urs Tinner von der heiklen Kopier-Aktion erzählt, spricht er immer in der dritten Person Singular: «man hat eingerichtet, man hat abgespeichert, man hat gesehen», meint aber sich selbst, wie er auf Nachfrage des SF-Reporters präzisiert. Langsam sei ihm klargeworden, so Tinner, was sich da in seinem Computer ansammelte.

Irgendwann beginnt man eingescannte Dokumente anzuschauen, und man sieht Dokumente, die irgendwie merkwürdig sind. Zum Beispiel Urenco-Sachen, Urenco-Dokumente, die man einscannen musste, wo ich irgendwo gesagt habe, es hat mit Anreicherung zu tun oder mit irgendwas in diese Richtung, wo ich nicht begriffen habe, was das für einen Zusammenhang hat. Ich habe dann im Internet nachgeschaut, und dann sieht man plötzlich Zusammenhänge. Man recherchiert über Khan, man wusste, was ihm vorgeworfen wird. Irgendwie ist man blitzartig in etwas drin, in dem man gar nicht drin sein möchte.

Hat er die Dokumente aus reiner Neugier bei sich abgelegt? Um herauszufinden, mit welchen Leuten er es zu tun hatte? Oder auf Anweisung Dritter? Zuhanden eines Geheimdienstes? Urs Tinner sagt es nicht. Fest steht, dass er während seiner Tätigkeit in Dubai vom CIA angeworben wird. Wann die erste Begegnung mit dem Nachrichtendienst stattfand, verschweigt Urs Tinner. «Weil das sind Sachen, wo ich zugesichert habe, dass ich nicht darüber spreche.» Zum ersten Treffen sagt er bloss:

Es ist einem erklärt worden, um was, dass es geht, und was man wem vorwirft und ob man mitmachen will. Die Ware, die ich hatte, habe ich beim ersten Treffen übergeben. Dann konnte man gleich ins Detail gehen.

Verdient habe er an der Spionagetätigkeit kaum etwas.

Erstens hat man die ganzen Aufdeckungen noch ohne Vertrag gemacht. Man hat später dann miteinander gearbeitet, sicher hat man Spesen für Reisen und verschiedene Sachen erhalten.

Eine Million Dollar habe er von der CIA für seine Dienste erhalten. Davon habe er aber sehr wenig gesehen. «Das Geld, das ich erhalten habe, habe ich weitergegeben. Ich kann über Finanzen gar nichts sagen, ich hatte damit gar nichts zu tun.»

Im Oktober 2003 passiert, wovor sich Khan wohl lange fürchtete. Im italienischen Taranto wird das deutsche Frachtschiff «BBC China» mit einer Ladung Atombombenbedarf für Libyen aufgebracht. Staatschef Oberst al-Gaddafi ist geständig, der Wüstenstaat gibt sein Atomwaffenprogramm auf. Kurz danach gesteht auch Khan. Vor laufender Kamera gibt er zu, Nordkorea, den Iran und Libyen während



Jahrelang im Kirchenvorstand: Haus der Familie Tinner in Haag SG.

Jahren mit Nukleartechnologie versorgt zu haben. Er wird unter Hausarrest gestellt. Die CIA und der britische Geheimdienst MI5 feiern einen der grössten Erfolge ihrer Geschichte. Mitverantwortlich dafür sei er gewesen, erzählt Tinner. Er habe die Informationen über die Schiffsladung dem Geheimdienst zugespielt:

Man hat die Lieferung der «BBC China» ausfindig gemacht, weil in dieser letzten Lieferung am meisten drin war, weil man sich sagte, man muss dieses Material aus dem Verkehr ziehen.

Geheime Treffen

Der Supermarkt des Schreckens scheint geschlossen. Im Frühling 2004 versuchen Ermittler aus mehr als zwanzig Ländern festzustellen, wer mitgemacht hat, wer verdienen wollte, selbst wenn es das Leben der halben Menschheit gekostet hätte. Erstmals erscheint nun der Name Tinner in der Presse, als prominentes Mitglied der Khan-Connection. Urs, Bruder Marco und Vater Friederich treten in Kontakt mit der Internationalen Atomenergiebehörde, geben in tagelangen geheimen Treffen ihr Wissen über das Netzwerk preis.

Der Vater wusste von früher her anscheinend noch Sachen. Wir gingen gemeinsam, manchmal einzeln, manchmal als Gruppe. Jeder trug das bei, was er wusste. Man hatte jahrelang mit Tahir zu tun gehabt, mit verschiedenen Sachen. Man wusste, wie die

Zeichnungen aussahen. Wusste über Details, woraus man schliessen kann, womit sie verstrickt sind.

Die Gespräche drehen sich auch um Sabotage. Urs Tinner erzählt den Atominspektoren, dass er Pumpen manipuliert habe, damit sie funktionsuntüchtig wurden.

Es ist um Endabänderungen gegangen. Teile, die früher aus einem Teil, aus Aluminium waren, waren jetzt aus zwei Teilen – ein Röhrchen aus Aluminium und darin ein Röhrchen aus Edelstahl. Und man weiss, dass die Sachen warm werden. Und der Ausdehnungskoeffizient von Aluminium ist grösser als Edelstahl. Das Zeug hält bis zur ersten Erwärmung auf Betriebstemperatur, und dann fallen die Fassungen auseinander. Die Sachen sind funktionsfähig, bis sie das erste Mal richtig laufen, und wenn sie auf Temperatur sind, fallen sie auseinander. Das untere Röhrchen fällt raus. Die Anlage läuft zwar, aber es gibt kein Produkt mehr.

Im Oktober 2004 wird Urs Tinner in Deutschland verhaftet und kurz darauf in die Schweiz ausgeliefert. Die Bundesanwaltschaft eröffnet eine Strafuntersuchung. Doch zur Anklage ist es bisher nicht gekommen. Nach der «Aktion Reisswolf» fehlen offenbar die nötigen Akten für einen erfolgreichen Prozess. Am 21. Dezember 2008 kommt Tinner auf Kaution frei. Er lebt seither in Angst, wie er zum Schluss des «DOK»-Films sagt, vor der Rache entlarvter

Schmuggler aus dem Atom-Netzwerk. Hat die Öffentlichkeit ihr Urteil voreilig gefällt? Ist Urs Tinner weder Verbrecher noch Verräter, sondern ein Held? Hat er nicht bloss geholfen, das gefährlichste Netzwerk zu zerstören, sondern auch Nuklearprogramme dubioser Staaten in ihrer Entwicklung zurückgeworfen?

Eine Antwort darauf lassen Tinner's Schilderungen im «DOK»-Film nicht zu. Fest steht, dass er mitgeholfen hat, das Netzwerk zu zerstören. Dagegen bleibt vieles, was er im Film sagt, unklar und diffus, anderes unglauwbüdig. Urs Tinner's angeblich spontane und planlose Ausreise nach Dubai, zum Beispiel, wo sich eine der Hauptzentralen des Khan-Netzwerks befand. Seine anscheinend zufällige Anstellung bei Tahir, Khans Sekundanten. Oder seine unverhoffte Einsicht in Tahirs Tätigkeit, eines Mannes, der im Übrigen auch mit Vater Tinner geschäftete.

Ob wahr oder zurechtgebogen – Tinner's Aussagen sind kleine, aber interessante Stücke eines Puzzles, dessen Dimension der Öffentlichkeit weiter verborgen bleibt.

*Die schräggestellten Abschnitte entsprechen Originalzitataten aus dem «DOK»-Film.

«Der Spion, der aus dem Rheintal kam», Dokumentarfilm von Hansjürg Zumstein, Donnerstag, 22. Januar, 20.00 Uhr, SF

Mehr zum Thema: Seite 28, 44

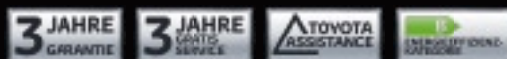
Die Technik der Zukunft hat ihre perfekte Form gefunden: der neue Avensis.



Avensis Wagon 2.0 Valvematic, Linea Sol, 6-Gang-Getriebe manuell, 152 PS, ab Fr. 43'100.-*.

Der neue Avensis kann eben mehr, als nur gut aussehen:

Sein High-End-Navigationsgerät, eine adaptive Geschwindigkeitsregelung, sein Tempomat mit Speed Limiter, ein Spurhalteassistent und sein Pre-Crash-Sicherheitssystem machen ihn zu einem der innovativsten Autos seiner Klasse. Überzeugen Sie sich von seinen Vorzügen auf einer Probefahrt.



*Unverbindlicher Nettopreis. Avensis Wagon 2.0 Valvematic, Linea Sol, 6-Gang-Getriebe manuell: Gesamtverbrauch 6,9l/100 km, Ø CO₂-Ausstoss 164 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Ø CO₂-Ausstoss aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.



TOYOTA

Today
Tomorrow
Toyota

«Wir stecken den Kopf in den Sand»

Bisher unveröffentlichte Dokumente belegen, wie Friederich Tinner aus dem St. Galler Rheintal Pakistan zur Atommacht verhalf. Legal und mit Nachsicht der Schweizer Behörden.

Von Urs Gehrig



Der Schein trägt: erfolgreicher Raketentest im pakistanischen Fernsehen.

Am Morgen des 11. Juli 1977 reist Friederich Tinner aus dem sankt-gallischen Rheintal nach Bern. Vor Vertretern des Eidgenössischen Amtes für Energiewirtschaft (AEW) erläutert er ein Projekt, das, wie sich später herausstellen wird, den Grundstein für das pakistanische Atomprogramm legt. Tinner kommt in seiner Funktion als Verkaufsleiter der Firma Vakuum-Apparate-Technik (VAT) in Haag SG. Beim Projekt geht es um «eine Vakuumanlage für die Verdampfung und Sublimation von UF 6» im Wert von 7 048 800 Franken, wie dem Ausfuhrgesuch zu entnehmen ist, das die Firma in Bern eingereicht hat.

Tinner scheint um Transparenz bemüht. Das Treffen ist auf Anregung der VAT anberaumt worden. Im Detail informiert er die zuständigen Stellen in Bern über den Charakter der Anlage. Jedenfalls sind sich diese nach seiner Präsentation bewusst, worum es geht. «Es handelt sich um den Bau und die Ausfuhr einer Vakuumanlage, welche für eine Uran-Anreicherungsanlage in Pakistan dienen soll.» Dies belegen bisher unveröffentlichte Dokumente, die Hansjürg Zumstein, Dokumentarfilmer des Schweizer Fernsehens, im Bundesarchiv aufgespürt hat.*

Pakistan steht unter Druck. 1974 hat Erzrivale Indien erfolgreich eine Atombombe getestet

(«Smiling Buddha»). In der Öffentlichkeit und Presse wird der Ruf nach einer eigenen Bombe laut. Was Pakistan in dieser Zeit genau unternimmt, bleibt den internationalen Behörden verborgen. Denn Pakistan hat den Atomsperrvertrag (NPT) nicht unterzeichnet, in dem sich nichtnukleare Staaten verpflichten, auf Herstellung und Erwerb von Atombomben zu verzichten und sich Kontrollen zu unterwerfen.

Fracht ins Ungewisse

Tinners Anlage ist eine Fracht, die ins Ungewisse befördert wird. Es sei nicht bekannt, schreibt das AEW am 13. Juli 1977 in einer Bemerkung an die für die Exportbeglaubigung zuständigen Bundesstellen, «ob die Anlage in Pakistan in privater oder öffentlicher Hand sein wird». Als Empfänger figuriert eine «Special Works Organization» in Rawalpindi. (Sie wird von britischen Nachrichtendiensten später als wichtigste Tarnfirma des geheimen Atomwaffenprogramms Pakistans identifiziert.)

Ebenfalls unbekannt ist der genaue Verwendungszweck der Anlage. Offenbar haben die pakistanischen Käufer friedliche Intentionen suggeriert. So schildert es Friederich Tinner bei der Präsentation in Bern, wie aus der AEW-Bemerkung zu entnehmen ist: «Inoffiziell wurde von den pakistanischen Mittelsleuten

den Vertretern der VAT gegenüber erwähnt, die Anlage solle dazu dienen, einen 5-Jahres-Plan, nach dessen Ablauf jedes Dorf in Pakistan elektrifiziert sein solle, ohne fremde Abhängigkeit zu verwirklichen.» Ein Beitrag zur Modernisierung eines bitterarmen Volkes also?

Der Schein trägt. Wie Abdul Qadir Khan im Interview mit der *Weltwoche* heute bekennt (Seite 44), war die Anlage weder zur Elektrifizierung von Dörfern noch für sonstige friedliche Zwecke bestimmt, sondern sie diene als zentrales Element für Pakistans Atomwaffenprogramm. Khan, damals bereits mit dem Aufbau des Atomprogramms betraut, wird in den vorliegenden Dokumenten erst 1979 erwähnt, obwohl er seit 1976 engen Kontakt mit Friederich Tinner pflegt und für die Bestellung seiner ersten Anlage persönlich in die Schweiz fuhr.

«Ein heisses Eisen»

Im AEW ist man sich bewusst, dass man ein Risiko eingeht. Es sei «nie die Rede davon» gewesen, dass die Anlage einer internationalen Kontrolle unterstellt werde, heisst es in der Bemerkung vom 13. Juli 1977. Und man hält explizit fest, dass das Exportgut «zu der eindeutig «sensitiven» [...] Isotopentrennanlage» gehört. Geltende Verträge verletze sie dennoch nicht, hält das Amt fest, «da sie lediglich ein Hilfsgerät (wenn auch ein wichtiges)» darstelle. Zwar bilde die Ausfuhr der genannten Anlage «wohl einen Grenzfall», räumt das AEW ein. Eine Erschwerung der Ausfuhr liesse sich mit den vorhandenen Mitteln jedoch «nicht ohne weiteres begründen».

Die Brisanz des Geschäfts wird ausdrücklich und schriftlich festgehalten, wie aus den Dokumenten hervorgeht, die das Schweizer Fernsehen gefunden hat. «Vom politischen Standpunkt aus ist [...] zu beachten, dass die Sache ein sog. «heisses Eisen» darstellt, indem die Schweiz Mühe hätte, ihre Verantwortung abzulehnen, wenn Pakistan mittels der geplanten Isotopentrennanlage einen Kernsprengkörper herstellen würde, was sicherlich in den Bereich des Möglichen zu ziehen ist.» Da entsprechende Vorwürfe beim AEW als der zuständigen Behörde hängenbleiben würden, sei «grosse Vorsicht» geboten.

Solcherlei Bedenken stehen jedoch dem Exportbegehren der VAT nicht im Weg, und am 12. August, bloss einen Monat nach dem Vortrag Tinners in Bern, gibt das AEW der Firma in Haag positiven Bescheid. Man habe die Sache «gründlich geprüft», der geplanten

Ausfuhr stehe «zurzeit nichts entgegen». In den folgenden Monaten wird die Anlage in der Schweiz komplett zusammengesetzt, in drei C-130-Transportflugzeugen nach Pakistan ausgeflogen und dort unter Aufsicht der Hersteller installiert.

Bereits 1977 häufen sich die Indizien über die wahren Intentionen Pakistans. In Geheim-

In Geheimdienstkreisen sorgt das mutmassliche Projekt für Aufregung.

dienstkreisen sorgt das mutmassliche Projekt für Aufregung. Mitte 1978 erwägt die CIA, Khan zu ermorden. Man sieht davon ab. Stattdessen knöpft man sich die befreundeten Zulieferländer vor. Am 1. November 1978 übermittelt der britische Botschafter in Bern dem Aussenministerium zwei vertrauliche Memoranden, in denen ausdrücklich über die Pläne der Pakistaner informiert und beim Export von Nuklearmaterial Zurückhaltung angemahnt wird. Ähnliche und immer eindringlichere Warnungen folgen seitens der Amerikaner. Im Februar 1979 reist schliesslich eine US-Delegation extra nach Bern und weist ausdrücklich auf Lieferungen durch die Firma VAT hin und legt eine Liste der verkauften heiklen Güter vor.

Dennoch bestätigten die zuständigen Stellen im EVED, EPD (heute EDA) und EVD im Mai 1979 den bisherigen Standpunkt. Auch aus Rücksicht auf die Schweizer Exportwirtschaft erachte man eine Verschärfung der Ausfuhrbestimmungen nach Pakistan als nicht angezeigt. In einer Notiz an den Bundesrat rechtefertigte das AEW diese Position mit der Begründung, die geltenden Gesetze enthielten «nur rudimentäre Angaben», man könne in der Schweiz nicht alle Komponenten erfassen. Eine fallweise durch einzelne Staaten vorzunehmende Ergänzung der Liste würde «diskriminierend» wirken, zu Rechtsunsicherheit für unsere Exportindustrie führen und zudem die Tür für «zwischenstaatliche, politische Pressionsversuche» öffnen.

Bundesrat handelt zu spät

Vereinzelt regt sich im EVED Widerstand. «Mit dieser Argumentation stecken wir den Kopf in den Sand», schreibt Peter Pfund, Vize-Direktor des Bundesamtes für Energiewirtschaft, in einer Notiz vom 15. Mai 1979 an EVED-Chef Willi Ritschard. Mit dieser Argumentation «können praktisch alle verbotenen Anlagen geliefert werden, wenn man sie nur in genügend Bestandteile zerlegt». Tatsache bleibe, dass die bisher gelieferten Anlagen als zukünftige Bestandteile einer Anreicherungsanlage geliefert worden seien, «die für kriegs-

rische Zwecke missbraucht werden kann (wird)». Pfund fordert vom Bundesrat, «dass die in Frage stehenden Firmen ihre, im Zusammenhang mit dem Bau der Anreicherungsanlage stehenden Tätigkeiten in Pakistan sofort einzustellen haben».

Dazu kommt es nicht. Pakistans Atomanlagenbauern stehen in der Schweiz weiter Tür

Pakistans Atomanlagenbauern stehen in der Schweiz weiter Tür und Tor offen.

und Tor offen. Am 21. Oktober 1980 beantragt der neue EVED-Chef Leon Schlumpf, «das Konzept der nuklearen Exportbewilligungspolitik und deren Vollzugsinstrumente zu prüfen und dem Bundesrat innert nützlicher Frist einen Bericht und eventuell einen Antrag zu unterbreiten». Doch da ist es zu spät. «Bereits 1979 hatten wir alles beschafft, was wir für unser Atomprogramm brauchten», sagt Khan. «Von da weg konnten wir alles selbst herstellen.»

* Die Dokumente stehen noch unter Sperrfrist und wurden nur dank einer Sonderbewilligung zur Einsicht freigegeben. Sämtliche zitierten Akten sind auf www.dok.sf.tv nachzulesen.

Das Design der Zukunft hat seine perfekte Technologie gefunden: der neue Avensis.

Das ergonomische und überaus komfortable Interieur bietet höchsten Fahrgenuss. Der Avensis Diesel ist neu auch mit **Getriebeautomatik erhältlich**.

Den Avensis gibt's bereits ab Fr. 34'400.- (Avensis Wagon 1.8 Valvematic, Linea Terra).



Jetzt Probe fahren!

avensis.ch



TOYOTA

Today
Tomorrow
Toyota

Der neue Antisemitismus

Der Krieg in Gaza führt zu heftigen Protesten. Demonstranten in Europa übernehmen die antijüdische Propaganda der Islamisten. Vor allem junge Muslime und linke Politiker positionieren sich gegen Israel. *Von Pierre Heumann*



Rekord an antijüdischen Vorfällen: Demonstration gegen den Gaza-Krieg in Grossbritannien.

Ein eingeschlagenes Schaufenster in einem jüdischen Studentenheim in Genf; Schmierereien in Zürich, die den Davidstern und das Hakenkreuz auf dieselbe Ebene stellen; Schmähbriefe an jüdische Gemeinden; ein Demonstrationsbanner mit der Behauptung, die Lage in Gaza sei schlimmer als der Holocaust: Israels Krieg gegen die radikal-islamische Hamas in Gaza, der am Sonntag nach drei Wochen mit einem brüchigen Waffenstillstand zu Ende ging, schürt Emotionen, die sich gegen Juden richten.

Es sei zwar für die Schweiz völlig falsch, die wenigen antijüdischen Äusserungen «als Vorzeichen einer sich anbahnenden antisemitischen Welle zu thematisieren», sagt der Zürcher Geschäftsmann Roman Rosenstein, der sich seit Jahren im Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus engagiert. Doch Israels Aussenministerin Zipi Livni äussert sich besorgt, weil «in vielen Teilen der Welt zahl-

reiche Berichte über physische, verbale und andere Formen antisemitischer Attacken gegenüber Juden und israelischen Bürgern registriert worden sind».

Todesdrohungen gegen Juden

In Oslo laufen Jugendliche Amok, schlagen Schaufenster ein und rufen – erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg, als Nazideutschland Norwegen besetzt hatte – «Tötet die Juden» und «Allahu akbar» («Allah ist grösser»). In Toulouse rammt ein brennender Wagen das Eisengitter der Synagoge, die Polizei stellt einen zweiten Wagen mit Molotowcocktails sicher. In Holland schreien Demonstranten «Hamas, Hamas, Joden aan het gas» («Hamas, Hamas, Juden ins Gas»). In Grossbritannien wird ein Rekord an antijüdischen Vorfällen registriert, darunter auch Todesdrohungen gegen Juden und jüdische Organisationen. In Deutschland, sagt Verfassungsschutzpräsident Heinz

Fromm, seien israelische und jüdische Einrichtungen und Personen «jetzt besonders gefährdet». Eine Welle antisemitischer Gewalt schwappe durch Europa, fasst die Tageszeitung *Die Welt* die Stimmung auf dem alten Kontinent zusammen.

Schon vor dem Krieg in Gaza hatte der Jerusalemer Historiker Robert Wistrich von einem Paradox gesprochen: Nie zuvor sei Antisemitismus im Westen so verpönt, gesellschaftlich geächtet und politisch unkorrekt gewesen wie heute. Doch nie, so Wistrich, hätten sich seit 1945 Juden in Europa stärker vor einem Ausbruch des Antisemitismus gefürchtet.

Nichts gegen Kritik an Israel. Natürlich kann und darf man über Israels Vorgehen gegenüber den Palästinensern geteilter Meinung sein, kann man die eingesetzte brutale Gewalt als «unverhältnismässig» brandmarken. Proteste gibt es auch in Israel, wo an Demonstrationen «die Kriegsverbrechen der israelischen

Armee» verurteilt werden – wobei zu sagen ist, dass eine überwältigende Mehrheit der Bevölkerung den Krieg unterstützt hat. Es gibt zudem Stimmen, die den Ausgang des Kriegs in Gaza spitz und mit sehr viel Distanz zusammenfassen. «Israels Erfolg in Gaza beweist nur, dass wir stark sind, nicht aber, dass wir recht haben», sagt der Schriftsteller David Grossman.

Man darf also Israel kritisieren. Kein Zweifel. So wie man Deutschland, Polen oder Australien kritisieren darf. Verwerflich wird das erst, wenn antijüdische Motive und Vorurteile sachliche Argumente verdrängen.

Es existieren zwar keine objektiven Kriterien, um antisemitisch geprägtes Israel-*bashing* als solches zu erkennen. Dennoch gibt es Anhaltspunkte. «Antisemitismus beginnt dort, wo israelische Regierungspolitik mit der jüdischen Diaspora oder der israelischen Bevölkerung als Kollektiv identifiziert wird und anti-jüdische Stereotype einfließen», sagt der in Basel lehrende Historiker Jacques Picard. Klare Kriterien appliziert auch sein Jerusalemer Kollege Moshe Zimmermann. Wenn israelische Politik aufgrund stereotyper Vorstellungen über Juden beurteilt werde, sei die Kritik unsachlich und unfair. Wenn zum Beispiel ein Cartoon einen israelischen Soldaten vor dem «Blutbad Gaza» zeigt, werden alte Klischees aus dem Mittelalter bemüht, die beim Betrachter antijüdische Reflexe hervorrufen sollen. Nicht nur bei palästinensischen Cartoons würden die Grenzen zwischen antiisraelischer und antisemitischer Denkweise und Handlungspraxis oft verwischt, sagt Zimmermann.

Historiker Wistrich schlägt als Lackmустest die Frage vor, ob Israelkritiker für eine Auflösung oder Ausradierung des jüdischen Staates plädieren, so wie das zum Beispiel die Mullahs in Teheran regelmässig tun. Hamas, Hisbollah und al-Qaida betrachten den Kampf gegen Israel als Heiligen Krieg, als Teil des globalen Kampfes zwischen dem Islam und den Ungläubigen. An europäischen Kundgebungen wird die Denkweise oft übernommen, dass Israel von der Landkarte verschwinden müsse. Eine Forderung, die gegenüber keinem anderen Staat der Welt denkbar wäre.

Als antisemitisch sind schliesslich auch Kritiken einzustufen, die die Kampfhandlungen in Gaza mit dem Holocaust vergleichen. Diese Gegenüberstellung ist nicht nur eine infame Verniedlichung des Massenmordes an den europäischen Juden während des Zweiten Weltkriegs. Sie ist sachlich falsch. Denn in Gaza wurden Palästinenser nicht systematisch umgebracht. Es gibt in Gaza weder Vernichtungslager noch Gaskammern, wie der Vergleich insinuiert. Wer so argumentiert, stellt Israel und Nazideutschland auf die gleiche Ebene. Und verneint das Existenzrecht Israels.

Auch der populistische Vergleich «Gaza=Getto», wie er an Demos oft unterstellt wird, führt bewusst und boshaft in die Irre. Anders

als in Gaza wurden aus den Gettos keine Raketen auf die Nachbarschaft abgefeuert.

Die Linke profiliert sich für die Palästinenser, gegen Israel. Geschickt demonstriert sie immer wieder ihr Talent, Protestkundgebungen durchzuführen, worauf sich die proisraelische Seite weniger gut versteht. Weil die Linke beim Wort «Jude» oft reflexartig an Macht, Kapital und Spekulation denkt, ist sie für Antisemitismus besonders anfällig: Bei der Kritik an Israel, so stellte vor zwei Jahren die Historikerin Christina Späti in einer Dissertation über die schweizerische Linke und Israel fest, sei es zwar oft auch um Solidarität mit den unterdrückten Palästinensern gegangen. In linken Publikationen seien aber antisemitische Klischees und Vorurteile weitertransportiert worden.

Nicht die üblichen Verdächtigen

Solidarität mit Gaza bekundete kürzlich auch Geri Müller, Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates, als er an einer Anti-Israel-Kundgebung auftrat. Dabei hat er sein Amt wohl gehörig missbraucht, um der israelischen Regierung Moral zu predigen. Mehr als das: Müller schwieg all die Jahre, als die israelische Zivilbevölkerung von Gaza aus mit Raketen beschossen wurde. Man hörte von ihm auch keinen Protest dagegen, dass die Hamas Frauen und Kinder als menschliche Schutzschilde missbrauchte.

Der neue Antisemitismus wird dieses Mal freilich nicht von den «üblichen Verdächtigen» geschürt. Nur ein kleiner Teil ist dem rechtsradikalen Milieu zuzurechnen. Eine Untersuchung im Auftrag der EU hatte bereits vor fünf Jahren festgestellt, dass antijüdische Gewaltakte in EU-Ländern zunehmend von islamischen Jugendlichen begangen würden, «die, sich auf arabischsprachige Quellen berufend, eindeutig antisemitisch motiviert sind». Historische Kenntnisse gehen ihnen meistens ab, zeigt die Studie.

An den Ausschreitungen seien oft in Europa sozialisierte junge muslimische Männer beteiligt, sagt Helga Embacher, Leiterin des Salzburger Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte. Antijüdische Kundgebungen sind dort besonders häufig, wo die muslimischen Gemeinden stark gewachsen sind – also in Ländern wie Frankreich, Grossbritannien, Deutschland, Holland, oder in Skandinavien. Das kommt nicht von ungefähr: Fundamentalistische Predigten in den Moscheen, antisemitische Vorurteile, die aus den Heimatländern mit nach Europa gebracht werden, der Einfluss arabischer Medien sowie die Identifizierung mit den Glaubensgenossen in Nahost seien die wichtigsten Ursachen. Europa hat Berührungängste, wenn es zum islamischen Antisemitismus Stellung nehmen sollte. Dabei, so Embacher, gehe es nämlich auch um die heiklen Fragen der Demokratie und Anpassungsfähigkeit des Islams in Europa. ○

Diplomatie

Schönwetter-Deal

Micheline Calmy-Reys Abkommen für Gaza hat den Härtestest nicht bestanden.

Es war ein diplomatischer Erfolg für die First Lady der eidgenössischen Diplomatie. Nach monatelangen Verhandlungen war es ihr gelungen, einen jahrzehntealten Streit im Nahen Osten zu schlichten. EDA-Chefin Micheline Calmy-Rey setzte durch, dass die israelische Organisation «Magen David Adom» (Roter Davidstern) 2005 der Föderation der Rotkreuz- und Rothalbmond-Gesellschaften beitreten konnte.

Calmy-Rey machte Zusagen im humanitären Bereich. Sie werde die Umsetzung des Abkommens überwachen, versprach sie. Das Abkommen sah unter anderem Bewegungsfreiheit für palästinensische Ambulanzen des Roten Halbmondes vor. Sie sollten ungehindert zwischen Gaza und der Westbank verkehren dürfen, wenn es Notlagen von Patienten erfordern würden.

Versteht sich, dass das Abkommen den Härtestest nicht bestanden hat. Nicht nur, dass die Gewalt in Gaza stärker war als die Bestimmungen im von der EDA-Chefin patronisierten Grundsatzabkommen. Sie hatte auch darauf verzichtet, Mittel und Instrumente zu erhalten, um die Freizügigkeit der Ambulanzen durchsetzen zu können. Was Calmy-Rey als Erfolg feierte, war ein Schönwetter-Deal, der beim ersten Sturm zusammenfallen musste. Calmy-Rey hat nicht dafür gesorgt, dass die Schweiz den Deal auch garantieren kann.

Der Krieg in Gaza enthüllt weitere Felder der EDA-Ohnmacht – ausgerechnet dort, wo sich Calmy-Rey mit Verve engagiert hat. Das einstige Flaggschiff des Nahost-Engagements, die Genfer Initiative, die hätte Frieden stiften sollen, ist längst gekentert. Mit ihrem Besuch in Teheran hat es sich Calmy-Rey in Jerusalem so gründlich verscherzt, dass an eine Vermittlerrolle nicht mehr zu denken ist. Die Schweiz hat in Nahost nichts zu berichten. Auch die umstrittenen Kontakte zur radikal-islamischen Hamas haben nichts gebracht, weil sie nicht genutzt wurden. Weder hat das EDA mit Hilfe seiner Beziehungen zur Terrorgruppe versucht, die Kluft zwischen der Hamas und der Fatah zu überbrücken, noch hat es die Hamas zum Gewaltverzicht gegenüber Israel überreden können, bevor Israel mit Gewalt gegen die Raketen aus Gaza vorging.

Pierre Heumann

Hayek der Dritte

Marc Hayek wird ein Milliarden-Imperium erben. Der Enkel von Nicolas Hayek besitzt ein Diplom in Weinbau, führte ein Restaurant und vervierfachte als Chef der Nobeluhrenmarke Blancpain den Umsatz. Bilanzen habe er schon als Kind lesen gelernt. *Von Carmen Gasser und Cédric Widmer (Bild)*



«Ich bin ein spassgetriebener Mensch»: Blancpain-Chef Hayek.

Für ein Interview mit Marc Hayek geht man ans Ende der Welt. Genau genommen, ins Vallée de Joux, ein Hochtal am hintersten Zipfel des Schweizer Juras. Drei Stunden Autofahrt in die Wiege der Schweizer Uhrenindustrie. Ein raues Tal, in dem das Thermometer schon mal auf minus 30 Grad Celsius fallen kann. Eine Landschaft, eingepfercht auf 1000 Meter Höhe an der Grenze zu Frankreich. Die Menschen machen das Beste aus ihrer peripheren Lage: Sie vertreiben sich die frostige Winterzeit, acht Monate im Jahr, mit der Fabrikation der weltweit edelsten und teuersten Uhren. «Die Blancpain SA befindet sich in Le Brassus», hatte Régine Grohé, Marc Hayeks Sekretärin, gesagt. Ebenso, dass er keinen Termin mehr frei hätte. «Frühestens in zwei Monaten.» Das war im Oktober. Nun hat er Zeit.

Am Ende einer verwinkelten Seitenstrasse, die ohne GPS unauffindbar wäre, steht ein un-

scheinbares Haus, die Manufaktur Blancpain. Hier wollen wir auf Tuchfühlung gehen mit dem Enkel von Nicolas G. Hayek, dem Retter der Schweizer Uhrenindustrie, der trotz seiner achtzig Jahre Präsident und mit 39 Prozent der Aktien Hauptaktionär beim grössten Uhrenkonzern der Welt ist, in dessen Schatulle von Omega bis Swatch 19 Marken der Zeitmessung gehören und bei dem 21 000 Mitarbeiter rund 6 Milliarden Franken Umsatz generieren.

Im Eiltempo die Karriereleiter hoch

Wir sind nicht wegen des Seniors hier. Wir wollen wissen: Wie tickt der Junior, Exponent der dritten Hayek-Generation? Was ist das für ein Mensch, der künftige Erbe eines Milliardenvermögens? Bislang trat Marc Hayek in der Öffentlichkeit kaum in Erscheinung. Zumindest meist nicht aktiv. 2002 titelte die *Glücks-post* «So jung und schon so reich» und führte

Marc Hayek in der Liste der vermögendsten Schweizer unter vierzig auf. Ganz zu seinem Missfallen, wie man hört. Drei Jahre später, als er in die Konzernleitung der Swatch Group berufen wurde, folgten ein paar unvermeidliche, kurze Interviews. Das war's.

Heute ist Madame Mongazon, PR-Assistentin des Uhrenchefs, nervös. Nicht wegen des Interviews. Sondern weil es vielleicht wieder nichts werden könnte mit dem Gespräch. Sie führt den Besuch in den grossen getäfelten Besprechungssaal mit den vielen Blancpain-Chronometern hinter Panzerglas. Herr Hayek sei am Vormittag zu Hause geblieben, offenbart die PR-Dame. Er fühle sich nicht gut, wohl eine Grippe. Ob er überhaupt noch komme? Auf diese Frage zuckt sie mit den Schultern: «Vermutlich schon.» Eine Viertelstunde später fährt ein Wagen vor. Madame Mongazon stürzt hinaus und lotst ihren maladen Chef durch den Hintereingang, abgeschirmt wie ein Popstar vor den Paparazzi.

«Marc Hayek, freut mich», stellt sich der 37-Jährige in akzentfreiem Hochdeutsch vor, bestellt Tee und scheint in der Tat etwas angeschlagen zu sein. Kein Hüne, genauso wenig wie sein Grossvater, aber modisch versierter. Perfekt sitzender dunkler Nadelstreifenanzug. Das kleine Bärtchen, der schwarze Kaschmirpulli, die fehlende Krawatte signalisieren: Ich bin auch ein Rebell. Trotzdem, oder vielleicht deshalb, ist auch dieser Hayek im Eiltempo die Karriereleiter hochgestiegen. Seit 2002 steht Marc Hayek der Nobelmarke Blancpain vor. Im Prestige steht diese innerhalb der Swatch Group gleich nach Breguet an zweiter Stelle. Durchschnittspreis pro Uhr: rund 30 000 Franken. 2005 wurde Hayek III. in die Geschäftsleitung des Unternehmens berufen, zuständig für die strategisch exponierten Märkte Mittlerer Osten, Zentral- und Südamerika.

Sie haben eine rasante Karriere hingelegt. Nun gibt es Menschen, die meinen, Sie hätten nur den familiären Steigbügel ausgenutzt. Stört Sie das?

Man wird oft in eine Schublade gedrückt, positiv oder negativ. Durch die Zeitungen, in denen mein Bild abgelichtet ist, glauben alle, sie kennen mich. Doch das Bild ist zu 99 Prozent falsch. Als junger Mensch ist man nur Sohn, heute bin ich das noch immer, aber es hat sich ein wenig geändert. Ich habe etwas geleistet. Ich wollte nie, dass mir mein Nachname etwas nützt.

In welcher Phase Ihres Lebens befinden Sie sich denn heute?

Ich fühle mich immer gleich. Als ein ewiges Kind.

Wie bitte?

Natürlich habe ich eine Verantwortung zu tragen. Auch privat, da ich vor drei Monaten geheiratet habe. Aber eigentlich hat sich nicht viel verändert. Ich bin ein spassgetriebener Mensch. Viele nehmen sich zu ernst, gerade in unserem Bereich, der Luxusbranche. Etwas mehr Augenzwinkern, ein wenig mehr Schalk würden guttun.

Sie haben geheiratet? Dann muss ich nun den Passus des gefragtesten Junggesellen der Schweiz streichen?

Ich bin seit zwei Jahren frisch verliebt. Meine Frau ist ursprünglich Kubanerin, wir haben uns in Spanien kennengelernt. Vor zwei Monaten haben wir geheiratet, ganz klein, in Kuba.

Ihr Grossvater, Ihre Mutter und Ihr Onkel arbeiten bei der Swatch Group. Wie explosiv ist das?

Gerade mit meinem Onkel verbindet mich nicht der Konkurrenzgedanke, sondern die Frage, wie wir unsere Aufgaben im Konzern so aufteilen können, dass wir alles unter Kontrolle halten, um die Zukunft des Unternehmens zu sichern. Es kann schon einmal einen Konflikt geben mit dem Senior. Wir haben alle nicht die softesten Köpfe und können auch emotional werden. Aber wir haben glücklicherweise keine «Dallas»-ähnlichen Zustände, bei denen jeder sagt, ich will dies oder das haben.

Häufig ist es die dritte Erbgeneration, die das Unternehmen verkauft. Spielen Sie auch hier und da mit dem Gedanken, nicht nur auf dem Papier reich zu sein?

Für alle drei Kinder ist es nicht denkbar, dass die Swatch Group zerstückelt und verkauft werden könnte. Dazu sind die Bande zwischen uns dreien zu stark. Selbst wenn einer das ins Auge fassen würde, würden dies die anderen nicht zulassen. Vielleicht auch, weil wir alle ohne Druck in die Firma gekommen sind, aber auch aus Respekt und Verantwortungsgefühl gegenüber dem Unternehmen. Dieses zu unterstützen und weiterzuführen, ist der rote Faden bei allen, denke ich.

Seine Stimme ist angenehm. Sein Redefluss leidenschaftlich. Ist ein Thema von besonderer Bedeutung, wird ein Statement auch zwei- oder dreimal wiederholt. Anderes bricht er im Satz ab. Er ist weniger der Showman, der sich wie sein Grossvater mit Topmodels im Arm ablichten lässt und zu jedem Thema seine Meinung sagt. Auf der Homepage von Blancpain finden sich nur wenige Fotos des ehemaligen Schweizer Meisters im Motocross, und wenn sein Konterfei zu sehen ist, dann anlässlich von

Blancpain-Events, etwa während der Monaco Yacht Show 2008 mit dem Fürsten von Monaco, der natürlich eine Blancpain-Uhr trägt.

Diese Zurückhaltung hat, wie es scheint, System. Selbst in der Uhrenszenen hat manch ein Exponent Marc Hayek noch nie zu Gesicht bekommen. Beispielsweise René Weber, langjähriger Uhrenanalyst bei der Bank Vontobel. «Doch die Marke Blancpain entwickelt sich unter seiner Führung sehr gut», so Weber. Im Konzern selber sind die Meinungen geteilt: Er habe das Zeug, um einst Nachfolger von Konzernchef Nick Hayek zu werden, sagen die einen. Andere sehen in ihm mehr den Kreativen als den Manager. Ein Gutmensch, keiner, der im Notfall Leute entlassen könne. In einem Punkt sind sich alle einig: Für einen Hayek sei er erstaunlich freundlich.

Marc ist der Sohn von Nayla Hayek, der Tochter von Nicolas Hayek senior. Seine Mutter war bei Marcs Geburt erst 19 und liess sich bald darauf von dem Industriellen Roland Weber scheiden. Zusammen mit seinem 17 Jahre älteren Onkel Nick wuchs Marc in Zürich bei den Grosseltern auf. Damals arbeitete der Grossvater noch als Konzernberater. Erst Mitte der Achtziger übernahm er die SSH und baute daraus die Swatch Group auf. Im Alter von zwölf Jahren nahm der Enkel den Namen seiner Mutter an, wurde aber nicht im rechtlichen Sinne von Nicolas Hayek adoptiert.

War es schwierig für Sie, bei den Grosseltern und nicht den Eltern aufzuwachsen?

Meine Mutter hat mich ja sehr jung zur Welt gebracht. Deshalb bin ich zusammen

mit Nick bei meinen Grosseltern aufgewachsen. Ich hatte eine sehr schöne Kindheit. Natürlich war mein Vater [er meint den Grossvater] sehr viel weg. Morgens ging er früh aus dem Haus, abends kam er spät zurück. Er ging auch nicht raus, um mit mir Fussball zu spielen. Dafür war er ein grosser Geschichtenerzähler.

Kindergeschichten?

Nein, nein. Er hat mir Geschichten über das Budgetieren und Bilanzen erzählt. Als kleiner Knopf ging ich am Sonntag oft zu ihm ins Büro. Mein Kopf reichte gerade mal bis knapp über den Schreibtisch, und ich habe ihn gefragt, was er da mache. Er hat nie hinter verschlossenen Türen gegessen und gesagt, er müsse jetzt arbeiten. Dann hat er mir sehr spielerisch erzählt, wie er aus Bilanzen wichtige Dinge herausliest. Das hat Spass gemacht. Erst später, als ich an der Universität war, habe ich realisiert, was ich alles bei ihm gelernt hatte. Während die anderen Studenten erst lernen mussten, Bilanzen zu lesen und zu budgetieren, habe ich das alles schon gekonnt.

Wie war Ihr Verhältnis zu Ihrem Onkel?

Für mich war mein Onkel Nick immer mein grosser Bruder. Letztens habe ich ihn sogar als meinen grossen Bruder vorgestellt. Er, meine Mutter und ich sind die Dreierbande. Das war früher so und ist bis heute so geblieben. Sie waren ein Kind, als Ihr Grossvater begann, die darniederliegende Uhrenindustrie in der Schweiz wieder zur Blüte zu bringen. Erinnern Sie sich da an manche bange Abende bei Ihnen zu Hause?

Der Hayek-Clan



Nicolas G. Hayek, 80
Funktion: Verwaltungsratspräsident;
kontrolliert 39% der Aktien
der Swatch Group;
in der Firma seit 1986



Nayla Hayek, 57
Funktion: Verwaltungsratsmitglied;
züchtet Rennpferde;
in der Firma seit 1995



Georges Nicolas «Nick» Hayek, 54
Funktion: CEO seit
2003;
in der Firma seit 1994



Marc Alexander Hayek, 37
Als Mitglied der Geschäftsleitung der Swatch
Group seit 2005 verantwortlich für die Regionen
Mittlerer Osten, Zentral- und Südamerika;
CEO von Blancpain;
in der Firma seit 2001

Daheim hat nie Angst geherrscht. Ich habe die Zeit damals als eine Chance, ein Abenteuer aufgefasst, mein Grossvater übrigens auch. Erst als ich älter wurde, realisierte ich, wow, das war ja ein Risiko!

Was waren Ihre Gedanken, als Sie mitbekamen, dass er es geschafft hat?

Uhren haben mich schon sehr früh fasziniert, zu einer Zeit, als wir mit Uhren noch gar nichts zu tun hatten. An der Autobahnbrücke in Zürich gab es ein Uhrengeschäft. Als Sechsjähriger wollte ich regelmässig sonntags, wenn meine Mutter Brot holte, dorthin. Und auf einmal waren wir in der Uhrenindustrie mittendrin. Da war ich happy, muss ich sagen.

Seine ersten beruflichen Gehversuche nach einem Marketingstudium in den USA machte der 23-Jährige in der Firma seines Grossvaters. Zuerst im Marketing bei der Uhrenmarke Swatch, dann im Sponsoring der Sportuhr Certina. Hayek senior war bereits zur Lichtgestalt aufgestiegen – ein Übervater, der einen langen Schatten warf. Für den Senior existierte nur ein Massstab, der bei einem Hayek zur Anwendung gelangt, und der heisst Leistung. Weggeführten meinen, Marc sei noch härter angefasst worden, um dem Vorwurf der Vetternwirtschaft keine Grundlage zu geben. Und trotzdem schwebte der lange Schatten des Grossvaters immer über ihm. Nach drei Jahren bei der Swatch Group hatte er davon genug. Er machte das, was sein Onkel Nick schon vor ihm in die Tat umgesetzt hatte: Er brach aus dem sicheren Hafen der Familie aus. 26 Jahre jung und mit einem Diplom als Önologe, Spezialist für Weinbau und Weinproduktion, in der Tasche, zog es den jungen Mann in die Gastronomie. In Zürich startete er ein eigenes Lokal.

War Ihr Ausflug in die Gastronomie eine Art Revolution?

Ich habe mir damals vermutlich mehr Druck gemacht als nötig. Als ich bei der Swatch Group einstieg, wollte ich auf keinen Fall, dass mir meine Herkunft etwas nützt. Diesen Gedanken konnte ich ganz und gar nicht ausstehen. Da habe ich dann lieber Chancen an mir vorbeiziehen lassen. Ich wollte raus aus der Stube, noch etwas sehen von der Welt, mir und den anderen etwas beweisen.

Warum gerade die Gastronomie?

Ich habe mit 16 meine Passion für guten Wein und das Kochen entdeckt, beides mittlerweile Hobbys von mir. Uhren habe ich geliebt, es war super, in dieser Industrie zu arbeiten. Aber für mich war der Aufbau eines eigenen Lokals eine gute Alternative. Was dann alles passierte, war Zufall. Ein Freund von mir, ein Architekt, kannte einen freien Platz in Zürich, ein anderer guter Freund war Koch. Und schon sassen



Hayek (rechts) unter Wasser: Werbeaktion.

wir am Reissbrett und planten von null auf unser Restaurant.

Ihr Grossvater dürfte darüber wenig erfreut gewesen sein?

Im Gegenteil, mein Grossvater hatte Freude, dass es funktionierte, und sagte immer, wenn du Rat brauchst, kommst du zu mir. Er sagte auch, wenn du zurückwillst, weisst du, haben wir immer eine Stelle für dich frei. Er war ein guter Kunde von mir. Er bekam Spezialmenüs von mir, die nicht unbedingt Restaurant-like waren. Dann war er happy.

Doch die vollständige Abnabelung von dem Grossvater, sollte dies die Absicht gewesen sein, wurde es nicht. Wohl auch deshalb, weil der Senior immer involviert blieb: Er war Vermieter des Lokals seines Enkels, half bei der Finanzierung, der Werbung. Vielleicht war es die Schlitzohrigkeit des Alten, vielleicht ausgeprägter Familiensinn, dem es zuzuschreiben ist, dass alle Hayeks wieder in den Schoss der Familienfirma zurückfanden. Nick war Ende der achtziger Jahre ausgeschert, als er nach drei Semestern das Studium an der Hochschule St. Gallen schmiss, um in Paris Filme zu drehen. Kurzfilme, Langfilme, Dokumentarfilme, zum Teil preisgekrönt, jedoch ohne kommerziellen Erfolg. Dann schritt der Vater ein. Zunächst durfte Nick für Swatch Werbefilme drehen, dann wurde er in das Event-Marketing eingebunden, und ab 1994 stand er wieder im Solde des Vaters.

Bei Marc ist das andersherum gelaufen. Für den Senior musste es ein Geschenk des Himmels gewesen sein, als sich der langjährige Blancpain-Chef Jean-Claude Biver zurückziehen wollte und ausgerechnet Marc als Nach-

folger vorschlug. «Ich dachte, das Unternehmen wäre am besten aufgehoben, wenn dort ein Hayek das Ruder in der Hand hält», erinnert sich Biver. Viel Vertrauen in jemanden, den er nur aus Erzählungen des Seniors kannte, abgesehen von ein paar wenigen persönlichen Treffen zu einer Zeit, als Marc noch bei der Swatch Group gearbeitet hatte. «Er verkörperte damals schon den Blancpain-Spirit», so Biver, denn «er schätzte Zigarren, Weine, feine Gastronomie und hatte immer eine Blancpain am Handgelenk». Gegenüber der Familie pokerte Hayek senior. Als sich der Junior nach der Anfrage von Biver beim Grossvater erkundigte, ob dieser mit der Beförderung einverstanden sei, gab sich Nicolas Hayek überrascht über diese Nachricht. Er wollte wissen, ob Marc sich auch sicher sei, dass er das wolle.

Was war die grösste Hürde für Sie, als Sie bei Blancpain anfangen?

Das richtige Team zu formen. Die Herausforderung Leute einschätzen zu können, Leute zu finden, die nicht nur qualifiziert sind, sondern auch den Geist der Marke tragen. Und natürlich neue Wege einzuschlagen. Häufig hiess es, wir machen das seit 1735 so, ich sagte darauf: Gut, dann machen wir es jetzt anders. Ich bin kein Mensch, der mit Druck und Hierarchie führen möchte, sondern mit Überzeugung.

Hatten Sie Angst?

Ich hatte grosse Angst, ob ich die Nachfolge von Jean-Claude Biver schaffe. Dann kam meine erste Uhr auf den Markt, die Fifty Fathoms. Noch vor der ersten Präsentation war sie ausverkauft.

Wo wollen Sie noch hin? An die Spitze des Swatch-Konzerns?

Es ist nicht mein Endziel, auf das ich hinarbeite. Wenn ich gebraucht werde und ich der richtige Mann bin, kann ich mir das natürlich vorstellen. Ich sitze bereits in der Konzernleitung. Doch wenn ich mir den Nick anschau, wie stark er gefordert ist, bin ich noch fast froh darüber, dass ich nicht auf seinem Stuhl sitze.

Bivers Gespür für die Nachfolgeregelung zahlte sich aus. Als Marc Hayek im Jahr 2001 startete, waren 65 Mitarbeiter bei Blancpain beschäftigt, heute sind es knapp 200. Der Umsatz von Blancpain hat sich in der Ära Hayek vervierfacht. Die Präsenz der Marke in den USA oder China hat sich verstärkt. Die produzierten Stückzahlen belaufen sich mittlerweile auf knapp 10 000 pro Jahr. Und Hayek machte sich an die Kreation neuer, sportlicherer Modelle.

Die Nachfolge ist offenbar noch kein Thema für ihn: Er ist erst 37, ein Alter, in dem Grossvater Nicolas noch nicht einmal im Traum daran dachte, Uhrenfabrikant zu werden. ○

Anarchist der Mode

Stephen Sprouse vermischte Mode, Kunst und Rockmusik.

Jetzt ehrt ihn Louis Vuitton.

Von Bettina Weber

Er hätte sich, meinte seine Mutter nach der rauschenden Party vergangene Woche in New York, sehr über die Anerkennung gefreut. «Dennoch wäre er zu schüchtern gewesen, um damit umgehen zu können. Er hätte den Abend in einer Ecke verkrochen verbracht.» Dass sie alle gekommen waren, Warhol-Muse Paige Powell, Blondie-Sängerin Debbie Harry, die Designerinnen Donna Karan und Anna Sui, lag an ihm, dem Schüchternen: an dem 2004 verstorbenen Stephen Sprouse, den das französische Traditionshaus Louis Vuitton jetzt mit einer limitierten Kollektion ehrt.

Der Modemacher und Künstler war während der achtziger Jahre für Amerika, was Malcolm McLaren und Vivienne Westwood für Europa: der Anarchist der Mode. Er vermischte die Gebiete Kunst, Rockmusik und Mode mit spielender Leichtigkeit, mixte die Stile, als das noch niemand wagte, verwendete Elemente der Strasse, konkret: des Punks, und kombinierte sie mit teuersten Stoffen, er war glamourös und Rock'n'Roll. In seiner ersten Show, 1984, liess er Teri Toyé über den Laufsteg stöckeln, eine transsexuelle, wasserstoffblonde Walküre, zeigte schimmernde, glänzende Stoffe à la Space Age, brachte Graffiti darauf an, Pop-Art-Motive und 3-D-Prints. Das Ganze fand in einer heruntergekommenen Gegend statt, mit Obdachlosen und Junkies vor der Eingangstür; heute gilt so was als chic, Sprouse hingegen verlegte seine Präsentation dorthin, weil er sich eben da seine Inspiration holte: mitten im Leben.

Die Reaktionen auf seine Show waren enthusiastisch, die Modejournalistinnen waren hingerissen; allerdings hatte Sprouse schon zuvor zum kreativen Kern vom New York gehört: Er hatte Debbie Harry den unverwechselbaren Blondie-Look verpasst, Bühnenkostüme für Mick Jagger und David Bowie entworfen, später auch für Axl Rose, Courtney Love und das New-York-City-Ballet-Ensemble. So begab er in kreativer Hinsicht war, so sehr mangelte es ihm an Talent, wenn es um finanzielle Belange ging. Zweimal machte er sich unter eigenem Namen selbständig, zweimal – 1985 und 1989 – ging er in Konkurs.

Louis-Vuitton-Chefdesigner Marc Jacobs war von jeher ein Bewunderer des Modemachers gewesen, der seinen Unterarm als Telefonbuch



Comeback der Leuchtfarben: Sprouse-Kollektion von Louis Vuitton.



Designer Stephen Sprouse (l.), Marc Jacobs.

brauchte, um Namen und Nummern aller Freunde mit wasserfestem Filzstift dort zu notieren. 2001 hatte Sprouse mit ebendiesem Stift in Graffiti-Manier die Monogramm-Taschen des Hauses verziert. Es hatte Jacobs eine Menge Überredungskunst gekostet, seinen

Kollaborationsvorschlag bei der Geschäftsleitung durchzubringen, doch er sollte recht bekommen: Die Taschen waren innert Wochenfrist weltweit ausverkauft. Und wie Sprouse einst amüsiert bemerkt hatte, sollen selbst die Kopien bei den Strassenhändlern nicht wie die Imitate anderer Marken 30 Dollar, sondern 90 Dollar gekostet haben.

Die Lancierung der Kollektion kommt zu einem wirtschaftlich ungünstigen Zeitpunkt, aber Jacobs glaubt an die heilende Kraft der *retail therapy*. Dass die Achtziger mit ihren Leuchtfarben und wilden Musterungen in diesem Frühling ohnehin ein fulminantes modisches Comeback erleben, sei indes keineswegs Kalkül gewesen: «Seine Mode ist zeitlos. Das ist es ja gerade.»

Roger und Mauricio Padilha: The Stephen Sprouse Book. Rizzoli. 228 S., Fr. 88.90. Ab 1. Februar erhältlich

Strahlendes Feuerwerk

Nach «Titanic» hätte Kate Winslet mit Blockbustern Millionen verdienen können. Stattdessen spielte sie energische und starrköpfige Frauen, vor denen Männer eher Angst haben, als von ihnen zu träumen. Für die Oscars gilt sie gleich mit zwei Rollen als Favoritin. *Von Beatrice Schlag*

«And the Golden Globe goes to Kate Winslet», rief Cameron Diaz am 11. Januar, nachdem Jennifer Lopez eine Stunde zuvor bereits dieselben Worte gesagt hatte. Die Siegerin griff sich benommen an den Kopf, stand auf, wandte sich ihrem Filmpartner und Sitznachbarn Leonardo DiCaprio zu und sagte ein einziges Wort: «Fuck!» Es war im Fernsehen nicht zu hören, aber sehr deutlich zu sehen.

Wer ihr je begegnete, war nicht erstaunt. Die Vorliebe der 33-Jährigen für Flüche und Kraftausdrücke ist bekannt. Dass sie selbst in so illustrierter Umgebung nicht darauf verzichtet, ist Teil ihres Versuchs, auch als Superstar kein aseptisches Klischeewesen zu werden. Umso erstaunlicher waren ihre überschwänglichen Dankesworte für die Auszeichnungen als beste Nebendarstellerin in «Der Vorleser» und beste Hauptdarstellerin in «Revolutionary Road». Kate Winslet, berühmt und geschätzt für allürenfreie Geerdetheit und britische Selbstironie, konnte die Tränen nicht zurückhalten und stammelte Peinlichkeiten wie «Ist das wirklich wahr?» sowie endlosen Dank an Maskenbildner, Agenten und Drehbuchautoren, die kein Mensch kannte, an Ehemann, Kinder und Eltern. «Jetzt gehört sie mit Gwyneth Paltrow und Sally Field zu den peinlichen Übertreiberinnen im Dankesagen», spottete der britische *Telegraph*.

Aber Aussenstehende haben leicht reden. Fünfmal war Kate Winslet davor bereits für einen Golden Globe nominiert worden, fünfmal für einen Oscar, und nicht ein einziges Mal hatte sie gewonnen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird ihr Name einmal mehr dabei sein, wenn die Academy diese Woche ihre Nominierungen bekanntgibt. Und diesmal will sie den Oscar haben, «darauf können Sie Ihren verdammten Arsch wetten», sagte sie der Reporterin von *Vanity Fair*. «Es ist hart, fünfmal so nah dran zu sein, ich bin auch nur ein Mensch.» Ihre Chancen sind glänzend.

Kate Winslets frühe Lust auf Schauspielerei hatte nichts von den Teenager-Träumen, ein Star zu werden. Es war das, was die Winslets taten, um Geld zu verdienen. Die Eltern waren Theaterschauspieler in ihrer Heimatstadt Reading, ihre Grosseltern betrieben eines der lokalen Theater, ihr Onkel Robert Bridges war in London engagiert. Ihre beiden Schwestern sind Schauspielerinnen. Niemand ausser Kate wurde ein Star, aber das, sagt sie, war nie der Punkt: «Ich komme aus einer Familie hart arbeitender Theaterleute, die die Schauspielerei geniessen, wenn sie Rollen bekommen, und sich dazwi-

schen mit Teilzeitjobs über Wasser halten. Das ist es, was Schauspieler tun: Sie kämpfen.»

Sie spielte mit elf in einem Werbespot, nahm Unterricht in der Schauspielklasse der High School, bekam kleine Rollen am Theater, winzige Auftritte in Sitcoms beim Fernsehen. 1994 wählte Regisseur Peter Jackson («Der Herr der Ringe») sie unter 175 Bewerberinnen aus, in dem Film «Heavenly Creatures» eine Mörderin zu spielen. Die Kritiker applaudierten. «Winslet ist ein strahlendes Feuerwerk, sie hellt jede Szene auf, in der sie mitspielt», schrieb die *Washington Post* über die unbekannte Neunzehnjährige. Aber das Publikum blieb aus.

Jeder kannte sie als «Korsett-Kate»

Prominent machte sie ein Jahr später die Rolle der ungestümen Marianne Dashwood in Ang Lees Austen-Verfilmung «Sense and Sensibility». Nicht Lee, sondern Drehbuchautorin und Schauspielerin Emma Thompson hatte auf der Besetzung mit Winslet bestanden, der sie sich verwandt fühlte. Unüberhörbar ist, dass die beiden fast dieselbe kräftige Stimme haben. Mit dem Unterschied, dass Winslet, wie ein britischer Kritiker spottete, viel mehr Ausrufezeichen setzt. Als Schauspielerin etwas leichthin zu sagen, ist nicht ihre Sache. Jeder ihrer Sätze hat Nachdruck, und wenn es lockere Sätze sind, hört es sich mehr wie unnötiger Druck an. Deswegen war sie in der überaus erfolgreichen, aber missglückten Komödie «The Holiday» (2006) neben der federleichten Komödiantin Cameron Diaz eine fast schmerzhaft Fehlbesezung. Kate Winslet kann durchaus komisch sein, aber dafür braucht sie Raum und grosse Gesten wie in «Sense and Sensibility». Der Film brachte ihr die erste Academy-Nominierung ein. Nach zwei weiteren britischen Kostümrollen kannte sie in England jeder als «Korsett-Kate».

Ein Korsett trug sie auch ein Jahr später als Rose in «Titanic», und der teuerste Film der Geschichte, der auch der erfolgreichste wurde, katapultierte die damals 22-Jährige und ihren Partner Leonardo DiCaprio in die dünn besetzte Liga der Filmtraumpaare neben Ingrid Bergman und Humphrey Bogart, Katharine Hepburn und Spencer Tracy. DiCaprio wurde der ultimative Teenie-Schwarm, Winslet die Prachtfrau, die ihn – im Film – gekriegt hatte, obwohl sie nach Hollywood-Standard etliches zu rund war. Zum Entzücken aller Gewichtsgeplagten redete sie offen darüber, dass sie ein dickes Kind mit Komplexen gewesen sei, aber ihr Leben nicht mit Diäten und Fitness zu verbringen gedenke.

Ansonsten sagte sie ebenso wenig wie DiCaprio, mit dem sie auch nach den Dreharbeiten eng befreundet blieb. Das Publikum und die Studios schrien nach einem neuen Film mit Kate und Leo. Beide dachten nicht daran. «Ich war schlecht dafür gerüstet, mit dem Verlust meiner Anonymität umzugehen», sagt Kate Winslet, «aber es hat meine Entscheidungen als Schauspielerin in einem guten Sinn beeinflusst. Ich musste mich hinsetzen und darüber nachdenken, was mir an meiner Arbeit wichtig ist.»

Erstaunlicherweise kamen Winslet und DiCaprio auf zwei Kontinenten zu gleichen Schlüssen: Die beiden damals umworbenen Stars zogen sich eine lange Weile aus dem Filmgeschäft zurück. Als sie wieder auftauchten, spielten sie seltsame Freaks, für die sich niemand erwärmen konnte. DiCaprio drehte in Thailand das Aussteigerdrama «The Beach». Winslet spielte in Marokko eine konfuse Hippie Mutter in «Hideous Kinky», verliebte sich bei den Dreharbeiten in den Regieassistenten Jim Threapleton und heiratete ihn. Die Filme stiessen bei den Zuschauern auf begrenztes Interesse, obwohl alle aufregender waren, als die Kritiken ahnen liessen. Aber keiner war in der Erwartung gedreht worden, «Titanic»-Schwärmer anzulocken. «Ich bin so stolz auf Kate, dass sie nicht in Hollywoods Sonnenuntergang geschlendert ist», sagte Mentorin Thompson.

Ein Jahr nach ihrer Heirat wurde Kate Winslet schwanger, zwei Jahre nach der Geburt ihrer Tochter Mia gab sie ihre Trennung von Threapleton bekannt, ohne ein Wort über die Gründe zu verlieren. Als sie kurz darauf in Begleitung vom Sam Mendes gesehen wurde, fiel die britische Presse erstmals über die Schauspielerin her, die sie immer stolz «our Kate» genannt hatte. Denn ihr Landsmann Mendes, zuvor mit Rachel Weisz und Cameron Diaz liiert, zählt seit «American Beauty» zu Hollywoods Starregisseuren. Nun war «our Kate» plötzlich nur noch eine erfolgshungrige Schauspielerin mit einem wichtigen Gatten.

Das Paar, inzwischen seit sechs Jahren verheiratet, wurde den negativen Glamour-Erwartungen nicht gerecht. Kate Winslet bekam ein zweites Kind und spielte ohne Aufsehen in hervorragenden Filmen. «Revolutionary Road», ihr erster Film unter Mendes' Regie, zeigt sie elf Jahre nach «Titanic» wieder mit DiCaprio – als Ehepaar, von dessen Illusionen, speziell zu sein, nicht ein Hoffnungszipfel übrigbleibt. «Titanic»-Fans, wenn es sie noch gibt, seien gewarnt: Es gibt Kälteres als Eismeer. ○



Vorliebe für Kraftausdrücke: Schauspielerin Winslet.

Leben auf dem Mars

Einst ähnelte der Mars der Erde. Nun hat die Nasa Methan in seiner Atmosphäre entdeckt. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass das Gas biologischen Ursprungs ist und der Mars nicht so wüst und leer wie angenommen. *Von Kai Michel*



«Kommt her! Hier sind wir!»: Planet Mars.

Das konnte sich die *Sun* nicht entgehen lassen. Obwohl das Wissenschaftsmagazin *Science* jede Vorab-Berichterstattung verboten hatte, titelte die britische Boulevardzeitung in ihrer Onlineausgabe: «Nasa entdeckt Leben auf dem Mars!» Am Abend werde die amerikanische Weltraumagentur die Sensation in einer Pressekonferenz verkünden. Andere Medien druckten die Meldung nach; *Science* verschickte mahnende E-Mails an die Redaktionen: Bis zum Ablauf des Embargos seien die jüngsten Entdeckungen auf dem Roten Planeten tabu. Die Spannung stieg.

«Der Mars, ein aktiver Planet», lautete am Abend das Motto der Pressekonferenz im Nasa-Hauptquartier. Michael Mumma vom Goddard Center for Astrobiology sass dort in einer Runde von Weltraumwissenschaftlern und referierte seine Forschungsergebnisse, die am nächsten Tag in *Science* erscheinen sollten.

Er tat das mit einer Gelassenheit, als ginge es nicht um eine der wichtigsten Fragen der Menschheit.

Mummas Botschaft klang unspektakulär: «Wir haben Methan in der Mars-Atmosphäre entdeckt.» Das Gas treibe im Frühling und Sommer in Schwaden über den Planeten. Was die Sache delikater macht: Auf der Erde sind 90 bis 95 Prozent des Methans biologischen Ursprungs. Methan wird etwa von Bakterien im Darmtrakt von Kühen produziert oder entsteht beim Verfaulen organischer Stoffe unter Luftabschluss. Es kann ein entscheidendes Indiz für Leben auf dem Mars sein.

Nur Schlagzeilen für Obama?

Mumma warnte gleich vor übereilten Interpretationen: «Das Methan kann auch geochemischen Ursprungs sein.» In diesem Fall zeige es unbekannte geologische Aktivitäten an.

Noch fehle es an Informationen, um die Frage, ob das Methan biologischen oder geologischen Ursprungs sei, zu entscheiden. Wichtig sei jedoch, dass das Methan aktuell freigesetzt wird. Das zeigen die lokal auftretenden Methanwolken. Eigentlich verteilt sich das Gas schnell über den Planeten und löst sich innerhalb von relativ kurzer Zeit auf. Ganz gleich also, ob das Methan biologischen oder geologischen Ursprungs sei, sagte Mumma, in jedem Fall müsse das traditionelle Bild vom wüsten und öden Himmelskörper revidiert werden: «Der Mars ist kein toter Planet.»

Auch wenn die Nasa mit der Interpretation der neuen Ergebnisse vorsichtig ist, haben diese doch die Wahrscheinlichkeit von Leben auf unserem Bruderplaneten deutlich erhöht. Und das hat etwas Kurioses: Während sich die Weltraumforschung mit immer raffinierteren Methoden in anderen Sonnensystemen auf die Suche nach Leben beherbergenden Planeten macht, während darüber diskutiert wird, ob auf dem Jupitermond Europa mit seinen Wasserozeanen oder eher auf dem Saturntrabanten Titan mit der Stickstoffatmosphäre extraterrestrische Organismen zu finden sind, ausgerechnet da avanciert unser direkter Nachbar zum Topkandidaten, um die Erde aus der kosmischen Einsamkeit zu befreien.

Das kommt nicht unverhofft: Seit der italienische Astronom Giovanni Schiaparelli (1835–1910) bei seinen Mars-Beobachtungen *canali* auf der Planetenoberfläche entdeckt zu haben glaubte, rissen die Spekulationen über Leben auf dem Mars nicht ab. Und sie wirkten inspirierend: Der Schriftsteller Percival Lowell entwarf das Bild vom Mars als Ort, in dessen Wüstenregionen eine alte und weitentwickelte Zivilisation erbittert ums Überleben kämpfte. Von H. G. Wells' «War of the Worlds» bis zu Tim Burtons «Mars Attacks» machten sich immer wieder Marsmännchen in den unterschiedlichsten Formen und Farben über die Menschheit her.

Da erscheint die Aussicht auf mikrobielles Leben erst einmal unspektakulär. Manche Experten ordnen das Ganze als PR-Coup der Nasa ein. Die Space Agency wolle pünktlich zur Amtseinführung des neuen US-Präsidenten Barack Obama positive Schlagzeilen liefern. Schliesslich habe Mumma schon 2003 über Mars-Methan berichtet. Das verkennt aber die wirkliche Bedeutung: Damals waren die Ergebnisse widersprüchlich. Und jetzt hat man die Regionen identifiziert, in denen das

Methan auftritt. Das sei so, sagt Mumma, als habe man im Boden steckende Schilder entdeckt, auf denen steht: «Kommt her! Hier sind wir!»

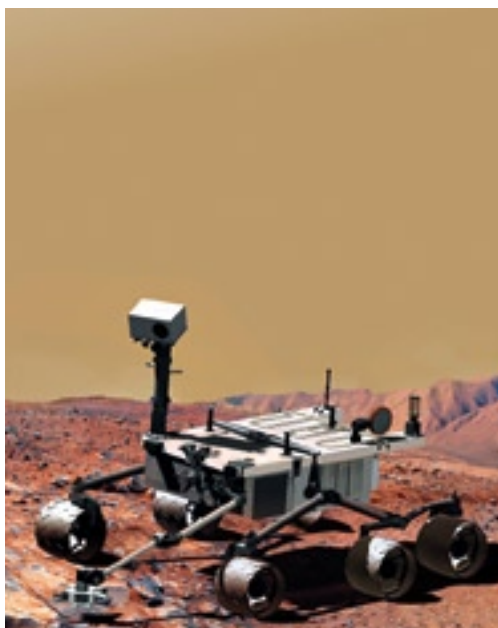
Sicher verbergen sich keine grünen Männchen, sondern winzige Einzeller. Aber sie könnten die letzten Überlebenden eines einst blühenden Lebens auf dem Mars sein. Zahlreiche Missionen haben in den letzten Jahren Licht in die dunkle Vorgeschichte des heute so lebensfeindlichen Orts gebracht. Vor Milliarden Jahren schützte den Mars eine dichte Atmosphäre, Vulkane waren tätig, und zwar riesige: Unglaubliche 21 Kilometer hoch erhebt sich der Olympus Mons über die Ebene – Rekord in unserem Sonnensystem.

Vor allem schwappte auf der Mars-Oberfläche Wasser in riesigen Mengen. Noch heute sind die Spuren zu entdecken: kilometertiefe Schluchten, Schwemmkegel oder Flussdeltas zeugen von gewaltigen Strömen. Auch die seltsame Zweiteilung des Planeten erklärt sich so: Der tiefgelegene Norden war einst der Boden eines Ozeans; die südliche Halbkugel liegt im Schnitt 6 Kilometer höher und ist mit Kratern übersät. Die Verteilung diverser Mineralien bestätigt die Lage der Ur-Ozeane. Als im Dezember die Nasa-Sonde «Mars Reconnaissance Orbiter» Carbonatgestein entdeckte, war das der langgesuchte Beweis, dass es auf dem Mars neutrales, also lebensfreundliches Oberflächenwasser gegeben hat.

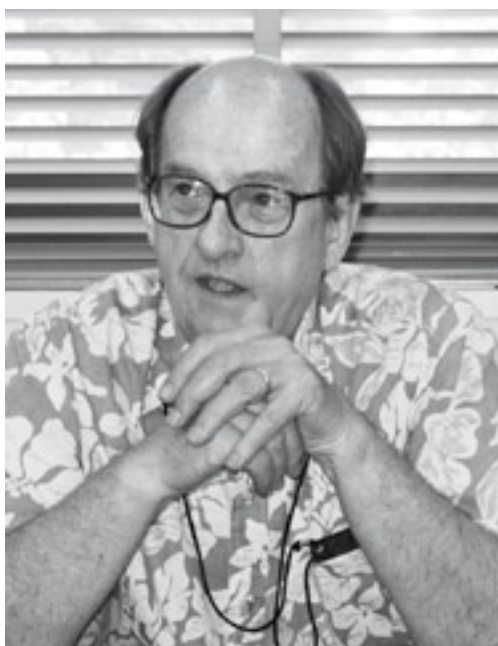
Zugleich lieferte die Sonde Hinweise darauf, dass das offene Wasser noch bis vor zwei Milliarden Jahren existiert haben könnte und es somit auf dem Mars genügend Zeit für die Entstehung von Leben gab (auf der Erde begann das Leben vor fast vier Milliarden Jahren). Tatsächlich zieht die Wissenschaft längst den Vergleich mit der frühen Erde: Wenn der Mars einmal ein feuchter, warmer Planet war, von einer dicken Atmosphäre umgeben, herrschten dort ähnliche Bedingungen wie auf unserem Planeten, sagt Dirk Schulze-Makuch von der Washington State University, Autor des Standardwerks «Life in the Universe». «Damit ist die Möglichkeit gross, dass auf dem Mars Leben selbständig entstanden ist.» Die Erde wäre nicht länger einzigartig.

Der Mars ist im Durchmesser halb so gross wie unser Planet und verfügt nur über einen Zehntel der Masse. Weil daher seine Gravitationskräfte gering sind, pustete der Sonnenwind die Mars-Atmosphäre nach und nach ins All. Der Mars wurde wüst, leer und kalt. Die Durchschnittstemperatur beträgt nun minus 60 Grad Celsius. Nord- und Südpol sind von dicken Eiskappen überzogen, die nicht nur aus Kohlendioxid bestehen. Die ESA-Sonde Mars Express wies nach, dass allein das am Südpol bis in 3,7 Kilometer Tiefe eingelagerte Wassereis dazu reichen würde, aufgetaut den gesamten Planeten 11 Meter hoch unter Wasser zu setzen.

Lebensfreundlich ist die Oberfläche nicht mehr – auch weil der Mars das schützende



Tiefe Bohrungen: Mars-Roboter.



Entscheidendes Indiz: Forscher Mumma.

Magnetfeld lange schon eingebüsst hat. Vor zwei Jahren zeigte der britische Astrophysiker Lewis Dartnell vom University College London, dass die UV-Strahlen der Sonne nebst der übrigen kosmischen Strahlung so stark sind, dass Leben nur noch tief im Boden eine Chance hätte. Dort wären also die letzten Überlebenden der einstigen Mars-Fauna zu vermuten. «Deshalb versetzt die Methan-Entdeckung jetzt viele Astrobiologen in Euphorie», sagt Dartnell, «auch mich.» Mikroben könnten demnach einige Kilometer tief im Mars-Innen leben, dort, wo es warm ist und feucht: «Eine perfekte Nische für Leben.»

Auf der Erde existiert sogenanntes extremophiles Leben an den verrücktesten Stellen. 3 Kilometer unter dem grönländischen Eis entdeckten Forscher zunächst überraschend hohe Mengen an Gas und kurz darauf die das Methan produzierenden Bakterien. Vor drei

Jahren stiess ein amerikanisches Wissenschaftlerteam in Südafrika 2800 Meter unter der Erde auf das Bakterium *Desulforudis audaxviator*, das ganz ohne Sauerstoff auskommt – bloss mit Wasser, Wasserstoff und Sulfat als täglichem Brot. Extremophile Winzlinge wie sie werden die letzten Überlebenden sein, wenn das Leben eines Tages auf der Erdoberfläche ausgelöscht sein wird.

Auftauender Permafrost

Nun sei biologische Aktivität nicht die einzige Erklärung für das Methan in der Mars-Atmosphäre, sagt Sushil K. Atreya, Astrophysiker an der University of Michigan. Kometen und Vulkane könnten dafür verantwortlich sein. Aber der Eintrag durch Kometen ist viel zu gering und Vulkanismus nicht nachzuweisen: «Die Mars-Vulkane sind schon seit Hunderten von Millionen Jahren erloschen», sagt Atreya. Bleibt also nur eine geothermische Reaktion, die Serpentinisation, wie sie von den Schwarzen Rauchern am Ozeanboden bekannt ist. Der dabei entstehende Wasserstoff reagiert mit Kohlenstoffverbindungen zu Methan.

Schon während der Nasa-Pressekonferenz vergangene Woche gab die Astrowissenschaftlerin Lisa Pratt von der Indiana University in Bloomington zu bedenken, dass Methan auf der Erde selten auf diesem Weg entstehe und es dazu geologisch aktive Regionen brauche. Von denen habe man aber auf dem Mars keine Spur gefunden. Deshalb halte sie eine biologische Erklärung für die «ein bisschen plausiblere». Wichtiger noch, so Pratt: Die Existenz von Methan verbessere die Bedingungen für Leben erheblich. Das Gas passe ideal ins Nahrungsspektrum vieler Mikroben.

«Das Methan kann durch biologische Prozesse auch in einer Zeit entstanden sein, als die Bedingungen dort noch lebensfreundlich waren», sagt Astrobiologe Schulze-Makuch. Eingelagert im Eis, könnte es jetzt allmählich freigesetzt werden; ebenso wie auftauende Permafrostböden auf der Erde Methan ausdünsten. Aber auch für Schulze-Makuch ist klar: «Leben ist die wahrscheinlichste Erklärung für das Mars-Methan.» Und wird nicht, gibt er zu bedenken, immer noch darüber diskutiert, ob der auf der Erde gefundene Marsmeteorit ALH84001 nicht doch fossile Bakterienspuren enthält?

Klarheit soll nun die «Mars Science Laboratory»-Mission der Nasa bringen: Der Start erfolgt im Jahr 2011. Über den Ort der Landung wird jetzt neu diskutiert. Zwar ist fraglich, ob der ferngesteuerte Mars-Rover in der Lage sein wird, tief genug zu bohren, um Leben oder wenigstens Lebensreste zu finden. Aber schon eine Isotopenanalyse des Methans kann weitere Aufschlüsse geben. Leben, so wie wir es kennen, bevorzugt leichtere Wasserstoffisotope. Ob das als Beweis reicht? Es bleibt spannend auf dem Mars. ○



Essay

Wider den Küblböck-Effekt

DRS 2 ist das Kulturradio, um das uns die Fachwelt beneidet. Ein Plädoyer für mehr journalistischen Eigensinn, Kompetenz und für die Elite – und gegen das neiderfüllte Mittelmass. *Von Daniele Muscionico*

Ein Duft von Kaffee. Frisch geröstet, frisch gemahlen, frisch gebrüht. Ich muss diesen Kaffee trinken. Im Innenohr säuselt Milchschaum, und von weit her reimt eine Stimme: «Bei uns zu Haus ist Tee beliebt, solange es keinen Kaffee gibt...» Aber, wo bleibt er denn, dieser vermaledeite Kaffee? Ich greife ins Leere – und wache auf. Es ist kurz nach 7 Uhr, Doris Wolters liest «Zeilensprünge»: «Wissenswertes über den Tee von Mascha Kaléko, neunzehnhundertsieben bis neunzehnhundertfünfund-siebzig», resümiert die Sprecherin. Tee? Was für ein Tag! Ich schlafe wieder ein.

Trompeten! Wieso um diese Uhrzeit Trompeten? «Sie hörten eine Bläseserenade in B-Dur von Wolfgang Amadeus Mozart.» Ah, Mozart, denke ich. Er hatte ein hartes Leben, dieser Mozart. Doch es macht müde, an Mozart zu denken, alle die Reisen quer durch Europa... Und dann «feuert die Hamas auf eine Schule im Gazastreifen», und es ist halb acht, die Nachrichten. Jetzt bin ich beglaubigt wach.

Ich höre DRS 2, morgens vor allem und immer dann, wenn ich mir etwas Gutes tun kann. Nun steht mein Radio wieder einmal in der Kritik. Es wird als verstaubt verschrien und als zu steif, vor allem aber wirft man ihm Elitarismus vor. Wenn dem so ist, soll dem so sein. Und ich bekenne: Ich nutze Radio DRS 2, weil ich es schätze, mir von Experten Kultur erklären zu lassen. Ich habe mich entschieden, elitär zu sein. Radio DRS 2 ist meine Nabelschnur zu einer Welt, die Fähigkeiten vertritt, die ich hochhalte. Qualität und eine Ethik, die das Denken vor das Handeln stellt. Ich habe das Bedürfnis nach einem Radio, das dem Mainstream die Stirn bietet, dem Hörmüll Widerpart ist und das bei der akustischen Luftverschmutzung nicht mitmacht.

Elite. Was ist das, Elite? Elite ist ein Begriff, der offensichtlich schon früh auf den Hund gekommen ist: Schon Diderot erwähnte in seiner «Encyclopédie» im Jahre 1755 *élite* als Gütesiegel für auserlesene Spitzenprodukte, die Elite-Gänseleber und das Elite-Garn... Es scheint bis heute ein Elend um den Begriff der Elite zu sein.

Die Elite, die ich meine, hat nichts mit Werten, sondern mit Befähigung zu tun. Ich meine die Leistungselite, die Experten. Und in einer Sache besser zu sein, ist etwas ganz anderes, als

sich für besser zu halten. Der Unterschied zwischen ideologischer Elite und Leistungselite ist mindestens so gross wie der zwischen Äpfel und Birnen. Die Förderung von Sachverständigen, von Kompetenz-Eliten, auch in der Kultur, ist eine staatspolitische Pflicht.

Denn Realität ist: Im gegenwärtigen Mainstream der Medien grassiert der Küblböck-Effekt. Erfolgreich wird der, der im Mittelmass oder, noch besser, im Nichtkönnen sein Talent beweist. Wer nur laut genug «Hier!» brüllt und dazu sein Hemd aufreisst, ist schon im Fernsehen. Und wer bei zwei Sätzen dreimal



Dosenöffner: DRS 2 erklärt die Musik.

stolpert, der hat eine eigene Show. Eine Talkshow, wenn er sehr viel Glück hat.

Ich kenne niemanden in den Kulturradios in Deutschland und Österreich, bei Ö1 oder WDR2, Deutschlandradio oder Deutschlandfunk, der nicht neidisch ist auf unseren Kultursender DRS 2. Der die Kollegen für ihren Kenntnisreichtum nicht schätzt und nicht für professionell hält. «Extrem professionell» sogar, wie beispielsweise der Philosoph und Autor Marco Wehr aus Tübingen, der schon öfter das Vergnügen hatte, mit der DRS-2-Redaktorin und Kisch-Preisträgerin Cornelia Kazis zusammenzuarbeiten. «Diese Dame ist ein

Phänomen. Ich habe noch nie eine Journalistin erlebt, die so exzellent vorbereitet ist und Sachkenntnis mit Einfühlungsvermögen verbindet.»

Ich weiss nicht, wie gut vorbereitet die Kollegen von DRS 2 üblicherweise an ihre Arbeit gehen. Aber ich bin mir im Klaren darüber, dass sie eine Arbeit tun, die mir hilft, die Welt besser zu verstehen. Die Kultur und die Gesellschaft, deren Produkt Kultur ist. Wer erklärt mir an ein und demselben Tag: den Unterschied zwischen den Schubert-Interpretationen von Dietrich Fischer-Dieskau und Christa Ludwig? In der Sendung «Musik für einen Gast» ist es zu haben. Und wer erhellt mir nur wenig später, ich bin im Geiste noch bei Schubert, das Steissbein als Überbleibsel der Evolution? Das Programm «Wissenschaft DRS 2», keine Frage. Diese Me-

DRS 2, nein, das ist nicht nur das Programm der Lahmen und Siechen.

lange, ich mache eine Wette, ist im deutschsprachigen Raum an journalistischem Eigensinn nur schwer zu überbieten.

DRS 2, nein, das ist nicht nur das Programm der Lahmen und Siechen. Ich zum Beispiel habe vom Zürcher Alternativsender Lora – und Patrick Freys verkauztem Late-Night-Talk, bei dem minutenlang geschwiegen wurde – nahtlos ins (Nacht-)Lager der DRS-2-Befürworter gewechselt. Die Gründe liegen auf der Hand, es sind die Hörspiele, zum Beispiel. Fundstücke aus den Archiven, akustische Avantgarde und immer wieder Krimis: Otto Sander und Peter Kuiper in Dashiell Hammetts «Zwei scharfe Messer» in diesen Wochen, hochprozentiger als jeder Drink und garantiert kopfwehfrei.

Von den Hörspielen zu den Hörstücken, zur ultimativen Schule des Hörens in der Diskussionsrunde «Diskothek im Zwei». Zwei Fachleute vergleichen im Blindtest verschiedene Einspielungen eines Werks. Da wird taktweise aufgegliedert, werden Begriffe benannt wie Agogik, Tempofreiheit, Lyrik und realistischer Klang. Es sind Erklärungen, die wie ein Dosenöffner funktionieren. Und plötzlich liegt das Musikstück da vor mir, noch nie so gehört und noch nie so verstanden, ein neuer Genuss wie eine neue Sprache. ○

Glühende Elite

Hollywood macht aus dem Hitler-Attentäter Stauffenberg einen tragischen Superhelden. Über die Hintergründe erfährt man wenig. Von Wolfram Knorr

Hinter mächtigen Schreibtischen, vor wuchtigen Bücherschränken mit Tigerkrallenfüßen, auf ausladenden Chaiselongues grübeln sie faustisch in sittlichem Zorn: die Widerständler mit Claus Schenk Graf von Stauffenberg in ihrer Mitte, der am 20. Juli 1944 den Führer in der Wolfsschanze zu eliminieren versuchte. In Rauchschwaden gehüllt und mit Richard Wagner gesalbt, lassen sie keinen Zweifel, dass sie ein elitärer Herrenklub in gestärkten Gold-und-Eichenlaub-Uniformen sind, Wegbereiter für eine Welt konservativen Adels. So setzt Regisseur Bryan Singer («X-Men») die guten Deutschen in seinem Helden-Spektakel «Operation Walküre – Das Stauffenberg-Attentat» (Originaltitel: «Valkyrie») mit heroischem Pathos in Szene.

Selbstverständlich ist das nicht. Denn für Hollywood waren und sind die Nazis in Uniform das perfekte Böse, gedrillt auf dem Kasernenhof der Hölle. Bei Luchino Visconti hatten sie das Odium magisch-mystischer Verruchteit. Dekadenz in Plüsch; aber auch dort dümpelte die fiese blonde Bestie lasziv ermattet in der Götterdämmerung. Auf einmal widmet sich die Traumfabrik jenen Deutschen, die dafür stehen, dass nicht alle Nazis waren? Kann das gutgehen?

Selbst in der deutschen Film- und TV-Szene, in der das Dritte Reich eine einzige Kette von Verdrängungen, Versäumnissen und Peinlichkeiten war, von den ersten Trümmern bis zu Mea-maxima-culpa-Selbstgerechtigkeiten, ging man mit den Widerständlern des 20. Juli eher verhalten um, nach dem Motto: Bloss nicht auftrumpfen und von der Schuld ablenken. Natürlich gab es schon in den fünfziger Jahren Filme («Es geschah am 20. Juli») und Fernsehspiele («Operation Walküre», 1971), selbst Hollywood widmete sich mit Brad Davis als Stauffenberg schon 1990 der Story («The Plot To Kill Hitler»), doch diesmal ging es um ein ehrgeiziges Projekt mit Tom Cruise in der Hauptrolle und Drehs an Originalschauplätzen. Und bevor die Arbeit in Babelsberg begann, kam es schon zu unsäglicher Bedenkenträgerei in der Öffentlichkeit.

Sind die Amis überhaupt in der Lage, die historische Bedeutung des grossen Widerständlers Stauffenberg zu würdigen, und ist es nicht ge-



«Mit der deutschen Seele beschäftigt»: Tom Cruise (l.) als Graf von Stauffenberg.

radezu schändlich, die Hauptrolle Tom Cruise, dem bekennenden Scientologen zu geben?

Als Regisseur Singer und Co-Produzent Cruise im historischen Bendlerblock drehen wollten, in dem Stauffenberg hingerichtet wurde, war die mediale Entrüstung nur noch dämlich (am Ende durften sie doch). Es wurde nicht besser, als Frank Schirrmacher (FAZ), Laudator des «Bambi»-Preisträgers Tom Cruise, dessen Mutter lobte und Oscar-Preisträger Florian Henckel von Donnersmarck («Das Leben der Anderen») in der FAZ behauptete, die «Operation Walküre» werde wichtiger werden als «zehn Fussball-Weltmeisterschaften». Auch Tom Cruise konnte es am Ende nicht lassen, bei seinem Abschied aus Deutschland zu psalmodieren, er habe sich durch Stauffenberg «mit der deutschen Seele beschäftigt» und sei deshalb «demütig geworden». Vorläufiger Höhepunkt des Affentheaters ist eine Klage gegen die Produzenten, weil sie angeblich den Hitler-Globus aus Chaplins «Grossem Diktator» nachgebaut hätten.

«Thriller in Kriegszeiten»

Hinter dem Brimborium entpuppt sich die «Operation Walküre» als das, was Cruise über das Projekt von Anfang an sagte: Es werde kein Kriegsfilm, sondern «ein Thriller in Kriegszeiten». Stimmt; aber vielleicht ist die «Kriegszeit» auch nur die besonders reizvolle Kulisse eines gutgemachten Thrillers; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Denn Bryan Singer, Spezialist für Superhelden («Superman Returns»), stellt mit der trutz- und wehrhaften, sittlich reinen Widerstandstruppe historische X-Men zusammen, die gegen ein ganz besonderes Reich des Bösen antreten.

Mehrheitlich Adlige der Offizierskaste entschliessen sich, gegen die «Inkompetenz»

(Stauffenberg) der militärischen und gesellschaftlichen Führung vorzugehen. Die Absicht war, erst den Geheimplan zur Niederwerfung innerer Unruhen, «Operation Walküre» genannt, so zu verändern, dass er einen Staatsstreich legitimiert, um nach dem Attentat (das eigentlich auch Himmler einschloss) die Macht übernehmen zu können. Es gehört zu Singers Verdienst, diesen Umsturz-Versuch korrekt, akribisch, unaufgeregt und mit emotionalem Effort inszeniert zu haben, auch wenn Tom Cruise ein bisschen wirkt, als habe er zuvor das Westchester County von Professor X besucht.

Stauffenberg, im Afrika-Feldzug schwer verletzt, potenziert mit Augenklappe und lädiertem Arm den Helden-Typus. Der Ausgang des Attentats ist bekannt, und gleichwohl gelingt es Singer, eine extreme Spannung mit Stauffenbergs Versuch aufzubauen, die Aktentasche mit dem Sprengstoff in Hitlers Nähe zu platzieren. Da zeigt Hollywood seine konkurrenzlose Souveränität. Der politische Hintergrund Stauffenbergs dagegen wird sorgfältig ausgespart. Über seine Nähe zum Dichter Stefan George, der eine (Jugend-)Elite für «glühend» und zur Herrschaft berufen hielt (von einem «Strahl von Hellas» getroffen), erfährt man so wenig wie über seine Junker-Mentalität und Männerbündelei. Auch dass die Widerständler, wie der Film insinuiert, eine verschworene Einheit waren, stimmt nicht. Stauffenberg, und mit ihm andere, wollte eigentlich die «vulgäre» Nazi-Führung erst nach dem militärischen Sieg beseitigen.

Valkyrie. Regie: Bryan Singer. USA/D, 2008

Hunderttausend Höllenhunde!

Tintin, Held der Comicserie «Tim und Struppi», feiert den achtzigsten Geburtstag. Das Erfolgsgeheimnis seines Schöpfers Hergé: Detailbesessenheit, kein Sex für die Hauptfigur, aber eine Menge merkwürdiger Freunde. Von Thomas Binotto



Vollzeitabenteurer: Tim und treuer Freund Struppi.

Leerer kann ein Gesichtsausdruck kaum sein: sparsamer, meist zu einem schlanken O geformter Mund, knapp vorwitzige Stupsnase, zwei Knopfaugen, dünne, viel zu hoch sitzende Augenbrauenbogen und eine absurde Haartolle. Tintin, den wir als Tim kennen, hat den Gesichtsausdruck eines Kindes – und die Laster eines Musterschülers. Er raucht nicht, trinkt zurückhaltend, verliert nie die Selbstkontrolle, hat keine Frauengeschichten, und wenn's hoch kommt, rutscht ihm ein wohlgezogenes «sapristi» raus. Tim ist der Pfadfinder par excellence. Von dort kommt er auch.

Im Juli 1926 erschien in der katholischen Pfadfinderzeitschrift *Le Boy-Scout belge* erstmals ein Comicstrip mit Totors Abenteuern, gezeichnet vom neunzehnjährigen Georges Remi, der sich bereits einen Künstlernamen zugelegt hatte: Hergé. Drei Jahre später, am 10. Januar 1929, tauchte Totor mit neuer Identität in *Le Petit Vingtième*, der Jugendbeilage der belgischen Tageszeitung *Le Vingtième Siècle*,

wieder auf. Er hiess jetzt Tintin und wurde als Kinderreporter in die Sowjetunion geschickt. Diesen Beruf behielt Tim bis zu seinem letzten Abenteuer. Fast fünfzig Jahre später, in «Tim und die Picaros», ist er immer noch der rasende Reporter, und noch immer sieht man ihn auch nicht andeutungsweise bei der Arbeit.

Keine Macht den Pädagogen

Hergé hatte als Jugendlicher davon geträumt, Reporter zu werden, es dann aber vorgezogen, sein Alter Ego von Brüssel aus durch die Welt zu jagen. Nachdem er Tim den Sowjets gerade noch entwischen liess, schickte er ihn ab in den Kongo, dann nach Amerika, Ägypten, China, Südamerika. Und als der Erdkreis abgerast war, eroberte Tim auch den Mond. Reporter ist dafür nur der Vorwand. In Wirklichkeit ist Tim das, wovon jeder anständige Junge träumt: Vollzeitabenteurer.

Und dennoch ein Langweiler – aber aus Notwendigkeit. Mit Tim hatte Hergé eine geniale

Leerstelle geschaffen. Zeichnerisch und charakterlich ist sie so diffus und dennoch unverkennbar angelegt, dass sie für uns Leser zum idealen Platzhalter wird. Tim, wie immer die Höflichkeit in Person, macht uns den Einstieg leicht. Wir dürfen es uns an seiner Stelle im Abenteuer bequem machen.

Tim ist einer, der in kindlicher Unschuld höchst amüsante Dinge tut. So amüsant, dass besorgte Pädagogen doch hin und wieder den Zeigefinger heben. In der deutschen Ausgabe von «Tim im Kongo» ist dieser bis heute stehen geblieben: Anstatt ein Nashorn anzubohren, darin eine Stange Dynamit zu versenken und dann das Tier lustvoll hochgehen zu lassen, darf Tim es hierzulande nur ein wenig erschrecken und in die Flucht jagen.

Chancenlos war die erzieherische Humorlosigkeit glücklicherweise im Kampf gegen Haddock. 1940 taucht der Kapitän zur See in «Die Krabbe mit den goldenen Scheren» zum ersten Mal auf – sternhagelvoll. Er wird es die meiste Zeit bleiben. Haddock ist zwar ein treuer Knochen, hat jede Menge Ehre im Leib und erinnert sich ab und zu an seine aristokratischen Wurzeln, aber am meisten Freude bereitet er uns, wenn er betrunken oder rasend wütend ist, am besten gleich beides zusammen.

169 verschiedene Verwünschungen stösst Haddock in den Originalausgaben aus. Sein Vokabular reicht vom vielseitig verwendbaren «Technokrat!» über den Klassiker «Hunderttausend Höllenhunde!» bis zum poetischen «Antropopthek!». Ausgerechnet ein cholertischer Alkoholiker als Liebling in unseren Kinderstuben. Wenn das kein Angriff auf zartbesaitete Erzieherseelen ist.

Weitere tintineske Erfindungen, die man sich nicht zum Vorbild nehmen sollte: Ab 1932 stolpern die komplett und absolut vertrottelten Polizisten Schulze und Schultze durch



Taube Nuss: Professor Bienlein.



Kreischende Primadonna: Bianca Castafiore.

die Alben. 1943 taucht der Erfinder Professor Balduin Bienlein auf, eine taube Nuss, um es im Haddock-Jargon zu sagen, aber auch genial. Dieser Balduin Bienlein ist einem realen Wissenschaftler nachempfunden: dem Schweizer Auguste Piccard, der sowohl Höhen- wie Tiefenrekorde aufgestellt hat und selbst nicht wenig Abenteurerblut in sich hatte.

Nach und nach füllte sich das Arsenal: mit der kreischenden Primadonna Bianca Castafiore, dem unrasierten Berufsrevolutionär Alcazar, der Schmeissfliege Abdallah, dem Schmierengauner Rastapopoulos und dem nervtötenden Versicherungsvertreter Kiese-wetter. Diese überkandidelte Entourage entschädigt für alles, was sich Tim beim grossen Pfadfinder-Ehrenwort nicht erlauben darf.

Struppi hängt gerne den Köter raus

Das wichtigste und älteste Familienmitglied ist allerdings Milou, der bei uns Struppi gerufen wird. Der weisse Foxterrier ist Tims treue Seele vom allerersten Bild an. Aber sogar Struppi ist vielschichtiger angelegt als sein Herr. Er ist von Natur aus misstrauisch, manchmal gar zynisch, hängt gern den Köter raus, und bisweilen lockt ihn der Hundeteufel.

Mit diesen Figuren hat Hergé uns bis zu seinem Tod 1983 virtuos vergnügt. Während über fünfzig Jahren entstanden 23 Alben. Nur 23, muss man sagen, bedenkt man, dass Hergé ab 1943 mit Edgar P. Jacobs, dem Schöpfer von «Blake und Mortimer», zusammenarbeitete und 1950 das Studio Hergé gründete. Dort zeichneten renommierte Künstler wie Bob de Moor und Jacques Martin für Tims Abenteuer. Signieren durfte allerdings nur einer: Hergé.

Tatsächlich gelang es ihm, seinen Stil bei all seinen Mitarbeitern perfekt durchzusetzen. Hergé war nicht nur deshalb ein genialer Patchworker. Es taucht bei ihm auch kaum ein Motiv auf, dessen Vorlage nicht aus der Realität stammt. Hergé war ein besessener Rechercheur, der sich im Laufe der Jahre ein riesiges, minutiös geordnetes Bildarchiv aufbaute. Ob

Fahrzeuge, Landschaften, Architektur oder Design – selbst das kleinste Detail sollte stimmen, damit die Abenteuer fantastisch, aber nicht unwahrscheinlich erscheinen.

Hergé ist bis heute der unübertroffene Meister der *ligne claire*, der klaren Linie, geblieben. Aber von der Klarheit und scheinbaren Einfachheit seiner Zeichnungen sollte man sich nicht täuschen lassen: Sie sind auch extrem genau. Selbst wenn man das Hotel «Cornavin» nur aus «Der Fall Bienlein» kennt, wird man es in Genf ohne weiteres finden. Und die Reise zum Mond, erschienen 1952/1954, ist heute noch erstaunlich glaubwürdig.

«Asterix-»Szenarist René Goscinny hat in einer Fernsehrunde mit Hergé einmal gesagt, bei «Asterix» gebe es zunächst die Gags, um die herum dann eine Geschichte gestrickt werde. Bei Hergé dagegen sei es genau umgekehrt, der habe zuerst eine Geschichte, die er dann mit einigen Gags auflockere.

Seltene Intimität

Tatsächlich ist Hergé ebenso Erzähler wie Zeichner. Seine Plots sind minutiös durchdacht und erreichen in seinen besten Alben eine betörende Eleganz. Hergé beherrscht die *ligne claire* nicht nur als Zeichner, sondern auch als Erzähler. Sein Lieblingsalbum «Tim in Tibet» beispielsweise überrascht mit einer für Comics seltenen Intimität und einem epischen Atem. «Die Juwelen der Sängerin», etwas später entstanden, ist noch unkonventioneller, weil vollständig auf Action verzichtet wird. Für einmal erleben die Globetrotter das Abenteuer zu Hause in Schloss Mühlenhof.

Wie war das noch mit dem Pfadfinder Hergé? Hat der nicht mit den Nazis kollaboriert? Es ist wahr, Hergé wurde nach der Befreiung Belgiens beschuldigt, ein Nazi-Sympathisant gewesen zu sein. Nachdem der *Petit Vingtième* 1940 von den Deutschen eingestellt worden war, hatte Hergé bei *Le Soir* Unterschlupf gefunden. Dieser stand jedoch unter deutscher Kontrolle und galt als Sprachrohr der Nazis. In dieser



Vertrottelte Polizisten: Schulze und Schultze.



«Antropothek!»: Kapitän Haddock.

Zeit entstanden drei politisch an sich völlig unverdächtige Alben. Die Kritik an Hergés Gesinnung wird genau daran, vor allem aber an einer einzigen Figur festgemacht, der eines skrupellosen Juden in «Der geheimnisvolle Stern». Das macht aus Hergé vielleicht einen Opportunisten, aber bestimmt keinen Nazi. Wirklich sympathisiert hat Hergé im Grunde nur mit sich selbst. Das entspricht nicht gerade Tims Pfadfinder-Ethos, aber unter Künstlern ist es wohl eher die Regel als die Ausnahme.

Wer Hergé in die Nähe der Nazis zu rücken versucht, der übersieht zudem, dass er bereits 1938 in «König Ottokars Zepter» die Geschichte eines gescheiterten Anschlusses skizziert und erstaunlich präzise den Kriegsausbruch in Polen vorweggenommen hat. Die beiden Fantasiestaaten Syldavien und Bordurien, an denen er diktatorischen Grössenwahn exemplarisch abhandelt, gehören zu Hergés originellsten Erfindungen. An ihnen wird er in «Der Fall Bienlein» nochmals mit erstaunlich satirischem Biss seine Abscheu vor jeder Form von Totalitarismus ausdrücken.

Und wie ist das nun mit Tims Homosexualität, ein Thema, das aufgeregt diskutiert wird? Die Antwort darauf fällt noch kürzer aus: Tim interessiert sich für Sexualität etwa so sehr, wie sich Kinder für Sexkunde begeistern lassen, nämlich überhaupt nicht. Tim ist ein Kind – und Abenteurer dazu. Und das funktioniert in einer reinen Männerrunde wohl-tuend ungestört. Sex hält da nur auf, Frauengeschichten erst recht und psychologisches Kaffeesatzlesen auch.

Die Abenteuer von Tim wurden weltweit über 200 Millionen Mal verkauft und in über 50 Sprachen übersetzt. Ein solch gigantischer Erfolg scheint unerklärlich. Doch vielleicht hat Hergé das Rezept dafür verraten, als er lapidar bemerkte, er zeichne Geschichten für Kinder von 7 bis 77 Jahren. Die werden wohl noch für Generationen um Hergé trauern. Testamentarisch verfügte er, dass niemand anders Tim und Struppi weiterzeichnen dürfe.

«Eine ehrliche, aufrechte Familie»

Abdul Qadir Khan ist der Vater der pakistanischen Atombombe und gut bekannt mit der Schweizer Familie Tinner, mit der ihn eine langjährige Geschäftsbeziehung verbindet. Ein Gespräch über Kernspaltung, Spionage und Aktenvernichtung. *Von Urs Gehrig*

Doktor Khan, Sie gelten als «Vater der pakistanischen Atombombe». Warum haben Sie beschlossen, ein Atomwaffenprogramm aufzubauen?

Nachdem Indien 1974 seine sogenannte «friedliche» Atombombe zündete, erachtete ich es als zwingend, dass Pakistan ein ähnliches Programm entwickelt. Ich schrieb dem damaligen Premierminister Zulfikar Ali Bhutto einen Brief, worauf er mich einlud, um die Sache mit ihm zu besprechen. Damals arbeitete ich in Holland im «Physical Dynamics Research Laboratory» (FDO). Als ich Bhutto während unserer Weihnachts-Neujahrs-Ferien traf, gab er mir sein Okay und garantierte mir volle Handlungsfreiheit beim Aufbau des Atomprogramms. Ohne ihn hätten die Pläne nicht realisiert werden können.

Auf welche Schwierigkeiten sind Sie dabei gestossen?

Bei dieser Sorte von Programm ist das spaltbare Material das entscheidende Element. Der Rest ist nicht so schwierig. Das nötige Know-how zur Anreicherung von Uran eignete ich mir während meiner Tätigkeit in Holland an. Viel brauchbare Information war damals bereits in publizierter Literatur greifbar. Die technischen Ressourcen konnte ich von Lieferanten auf dem offenen Markt erwerben.

War es kompliziert, die nötige Technologie für dieses technisch und politisch heikle Projekt einzukaufen?

Aus meiner Tätigkeit in Europa wusste ich, wer die Lieferanten waren. Und ich wusste auch, dass sie als Geschäftsmänner bereit waren zu liefern. Man erhielt, was immer man haben wollte, solange der Preis stimmte. Später verschärfte man die Exportgesetze, Embargos wurden gegen uns verhängt. Der Bau der Bombe selbst war hingegen ein total anderes Gebiet. Das Wissen, das ich mir angeeignet hatte, bezog sich auf die Anreicherung von Uran, nicht auf den Bau des Sprengkopfes. Also stellte ich ein Team von kompetenten Ingenieuren und Wissenschaftlern zusammen, und als General Zia ul-Haq uns befahl, den Job zu verrichten, schafften wir es innert zwei Jahren.

Zwecks Beschaffung von Nukleartechnologie haben Sie oft die Schweiz besucht. Wie wurden Sie empfangen?

Die Schweiz ist ein wunderbares Land.

Wen immer ich traf, empfand ich als ehrlich, direkt, kompetent und arbeitsam. Die Schweizer sind sehr gastfreundlich, und ihre *cuisine* ist exzellent.

Bei der Grundsteinlegung des pakistanischen Atomprogramms war der Ingenieur Friederich Tinner aus dem St. Galler Rheintal beteiligt. Wann haben Sie Tinner zum ersten Mal getroffen?

Ich kenne die Familie Tinner seit Oktober 1976. Zum ersten Mal traf ich Friederich Tinner, als wir bei der Firma Vakuumpumpe-Technik (VAT) in Haag Bestellungen aufgaben. Tinner war ein sehr kompetenter Ingenieur und eine höfliche und freundliche Person. Später, als er die VAT verliess und eine eigene Firma gründete, reiste er ziemlich oft nach Pakistan, und unsere Familien wurden Freunde.

Erinnern Sie sich an Ihre erste Bestellung bei Tinner?

Es war eine Vakuumpumpe, welche für die Urananreicherungsanlage diente. Sie wurde bei der Firma Cora in Chur hergestellt. Das Geschäft lief jedoch über die VAT, welche die Ventile lieferte und für den Verkauf eine Provision erhielt.

Wie wichtig war Tinner für den Aufbau des pakistanischen Atomwaffenprogramms?

Aufgrund der Art Material, das er auf dem Markt anbot, war Fred Tinner für unser Projekt sehr wichtig. Der besondere Wert von Tinner lag darin, dass er unser Projekt während vieler Jahre mit verschiedensten Arten von Ausrüstung und Material belieferte, legal und offen. Ich bin überzeugt, dass Fred Tinner nie ein schweizerisches Exportgesetz verletzt hat. Die Tinner sind eine aufrechte, ehrliche Familie, und Versuche, sie anders darzustellen, sind boshaft.

Bereits Ende siebziger Jahre gab es Anzeichen, dass Ihr Programm zum Bau einer Atombombe bestimmt war. Die USA und Grossbritannien bezeichneten die Nukleargeschäfte mit Pakistan als «unverantwortlich» und setzten die Schweiz unter Druck. Sie verlangten, dass der Export von Nukleargütern gestoppt werde. Hat Sie das in Ihrer Arbeit behindert?

Lassen Sie mich zuerst die Doppelmoral derjenigen unterstreichen, welche Tinner Geschäfte als «unverantwortlich» bezeichneten. Welches Recht hatten sie, darüber zu urteilen? Waren sie nicht genauso verantwortlich für die Weiterverbreitung der Nu-

kleartechnologie an Drittstaaten? Die Amerikaner haben uns auch allerlei Computer verkauft, die wir in unserem Atomwaffenlaboratorium in Kahuta verwendeten. Ausserdem verkauften sie uns allerlei elektronische Komponenten, Ventile und andere nuklearspezifische Dinge. Ich denke, das wurde von ihnen als «Business» eingestuft und nicht als «unverantwortliches Verhalten».

Inwiefern haben die verschärften Exportbestimmungen gegenüber Pakistan Ihre Arbeit erschwert?

Die von den USA, Grossbritannien, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Holland etc. implementierten Exportkontrollen haben unsere Arbeit weder verzögert noch kompliziert. Bereits 1979 hatten wir alles beschafft, was wir brauchten. Von da weg haben wir alles selbst hergestellt, und um 1980 waren wir ganz selbständig. Einiges Material wurde immer noch aus dem Ausland bestellt, auch bei Tinner, jedoch bloss um Zeit zu sparen und weil wir anderes Wichtiges zu tun hatten.

Haben Sie Fred Tinner während Ihrer langjährigen Geschäftsbeziehung je gesagt, dass die bei ihm bestellten Güter für das Atomwaffenprogramm bestimmt waren?

Bitte versuchen Sie nicht, mir oder Fred Tinner Worte in den Mund zu legen. Der Entscheid, Kernwaffen herzustellen, wurde viel später von General Zia getroffen. Folglich kann keine Rede davon sein, Herrn Tinner irgendwelches Wissen über ein Waffenprogramm in die Schuhe zu schieben.

In der Schweiz sorgt der «Fall Tinner» für grosses Aufsehen. Dennoch ist wenig über die Familie bekannt. Wie würden Sie als langjähriger Freund die Tinner beschreiben?

Ich bin nicht überrascht, dass man wenig über die Tinner weiss, denn sie waren eine gewöhnliche, untereinander eng verbundene Familie. Vater Tinner ist ein beruflich extrem kompetenter und höflicher Mensch. Seine Söhne, Urs und Marco, traf ich bloss ein paarmal und kannte sie nicht gut. Ich weiss bloss, dass sie ein sehr enges Verhältnis zu ihren Eltern hatten.

Nach dem erfolgreichen Atomtest 1998 wurden Sie zum Nationalhelden. Doch Sie stellten das Know-how nicht allein in den Dienst ihres Landes. Im Februar 2004 haben Sie im pakistanischen Fernsehen zugegeben, Geheimnisse über die Atombombenproduktion an Iran, Nordkorea und Libyen weitergegeben zu haben. Was war das Motiv für diese Taten? >>>



«Ich bin überzeugt, dass Friederich Tinner nie schweizerische Exportbestimmungen verletzt hat»: Atom-Wissenschaftler Khan.



KALTBACH Raclette Scheiben Natürlich in der Höhle gereift

Die Käselaike für unser unvergleichlich würziges Raclette werden in der Sandsteinhöhle von Kaltbach sorgfältig ausgereift. Die Reifezeit dauert etwa doppelt so lange wie beim normalen Raclette. Probieren Sie das wunderbar cremige KALTBACH Raclette aus der edlen 300g Packung und bereits in Scheiben geschnitten.



schweizerland

Gewinnen Sie eines von 100 Raclette Sets!

Einfach diesen Gewinncoupon ausfüllen und einsenden. Und schon sind Sie mit etwas Glück bereit für den nächsten Raclette-Abend: Ein Bon für KALTBACH Raclette Käse, ein Candle Light Raclette Öfeli, das KALTBACH Gewürz und ein Beutel für Ihre Kartoffeln.



Name Vorname

Strasse PLZ/Ort

Geburtsjahr Unterschrift

JA, ich interessiere mich für Informationen und Veranstaltungen der «Friends of KALTBACH».

Einsendeschluss ist der 10. Februar 2009. Einsendeadresse: Emmi Käse AG, «KALTBACH Raclette», Postfach 4464, 6002 Luzern. Kein Kaufzwang. Teilnahmebedingungen unter www.emmi-kaltbach.ch

Leider bin ich ausserstande, diese Frage zu beantworten. Das Obergericht in Islamabad hat mir verboten, über solche Angelegenheiten zu sprechen. Ich kann bloss sagen, dass ich kein Unrecht getan habe. Was immer ich getan habe, geschah in Treu und Glauben und im nationalen Interesse. General Muscharraf hat mich zum Sündenbock gemacht. Viele ehemalige Generäle und politische Führer haben am Fernsehen bezeugt, dass ich nichts verbrochen habe und niemals aus finanziellem Eigennutz gehandelt habe.

Der Chef der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA), Mohammed al-Baradei, ist überzeugt, dass Sie ideologische Motive hatten. Es sei Ihnen darum gegangen, das israelische Atomprogramm mit Ihrer Hilfe an muslimische Staaten zu neutralisieren. Was sagen Sie dazu?

Die Libyer und die Iraner hatten jeweils ihre eigenen Programme und Motive. Natürlich: Wenn sie Atomwaffen besäßen, würde Israel nicht seit über vierzig Jahren arabisches Land besetzen und Palästinenser töten, die bloss mit Steinen bewaffnet sind. Ist es in Ordnung, wenn Israel Nuklearwaffen hat, seine Nachbarn jedoch nicht? Was Pakistans Nuklearprogramm betrifft, war es nicht eine Frage der Ideologie, sondern des Überlebens und eine Frage der Ehre. Erlauben Sie mir ausserdem die Bemerkung, dass weder die IAEA noch die CIA ein einziges Interview mit einem pakistanischen Wissenschaftler meiner Khan Research Laboratories führte. Pakistan ist nicht Mitglied des Atomsperrvertrags, warum also sollten wir mit der Atombehörde reden?

Sie werden beschuldigt, auch Pläne zum Bau von nuklearen Sprengköpfen an interessierte Staaten verkauft zu haben. Was genau und an wen haben Sie geliefert?

Wegen des erwähnten Gerichtsbeschlusses bin ich nicht befugt, diese Frage zu beantworten. Lassen Sie mich bloss festhalten, dass ich nie irgendetwas an irgendjemanden «verkauft» habe.

Gemäss IAEA war Urs Tinner ein wichtiges Mitglied des nuklearen Schwarzmarktes. Er wird bezichtigt, am Transfer von nuklearer Waffentechnik nach Libyen beteiligt gewesen zu sein. Welches Verhältnis pflegten Sie zu ihm?

Urs Tinner arbeitete von Adschman [Vereinigte Arabische Emirate, Anm. Red.] aus für seinen Vater. Dort traf ich ihn mehrere Male, aber wir hatten keine direkte Geschäftsbeziehung.

Was heisst keine «direkte» Geschäftsbeziehung?

Das bedeutet schlicht, dass ich keine geschäftlichen Verbindungen mit Urs Tinner pflegte. Mir war allerdings bewusst, dass er mit anderen handelte.

Abdul Qadir Khan

Khan, 73, ist pakistanischer Ingenieur und in der Öffentlichkeit seit 2004 als Anführer eines internationalen Atom-Schmugglerings bekannt. Er studierte in Karatschi, Westberlin und Den Haag. 1970 begann er, bei einem Zulieferer des deutsch-britisch-niederländischen Zentrifugenbauers Urenco zu arbeiten. Dort soll Khan Blaupausen für Zentrifugen zur Urananreicherung gestohlen haben. In einem Spionageprozess wurde der Wissenschaftler in Abwesenheit zu vier Jahren Haft verurteilt. Das Urteil wurde nie rechtskräftig. Ab 1976 leitete Khan das Atomprogramm Pakistans. Seit Pakistan 1998 die Atombombe erfolgreich getestet hat, stieg Khans Ruhm ins Unermessliche. Mit dem Atomtest zog Pakistan mit seinem Erzrivalen Indien gleich. Ab 2001 häuften sich Indizien, dass er Nukleartechnik an andere Staaten transferierte. Unter Druck des damaligen Präsidenten Muscharraf gestand er 2004, Iran, Nordkorea und Libyen in ihren Atomwaffenplänen unterstützt zu haben. Er verlor Amt und Würden und steht seither unter Hausarrest. In Pakistan gilt er jedoch bis heute als Volksheld. (geh)

Urs Tinner sagt, er habe in Dubai in einer mechanischen Werkstätte gearbeitet. Als Arbeitgeber bezeichnet er den sri-lankischen Geschäftsmann Buhary Seyed Abu Tahir. Dieser gilt als Ihr Ziehsohn und Hauptfinancier des internationalen Atomschmugglerings. Welche Art Geschäft betrieb Tahir?

Tahirs Onkel, Farook, war ein Freund von Abdus Salam, unserem Lieferanten in England. Als die Briten ihn unter Druck setzten, uns kein Material mehr direkt aus England zu schicken, begann er, die für uns wichtigen Güter nach Dubai zu versenden, von wo Farook sie uns weiterleitete. Tahir verrichtete all unsere Arbeit in Farooks Firma. 1991 oder 1992 betrog Farook Tahir, plünderte das Firmenkonto und floh nach Singapur. Dann eröffnete Tahir einen Computershop.

2001 zog Tahir nach Malaysia, wo er gemäss Polizeiverhör Nukleartechnologie herstellte, die unter anderem für das libysche Atomprogramm bestimmt war. Was war sein Auftrag?

Ich habe ihn dort nie besucht. Ich weiss bloss, dass er eine Fabrik eröffnete; Mitbesitzer war der Sohn des malaysischen Premierministers. Sie fabrizierten grosse Milchcontainer, Esswaren etc.

Wer vermittelte Urs Tinner den Job bei Tahir in Dubai?

Tahir bat Fred Tinner um den Dienst seines Sohnes. Er schlug vor, er solle nach Dubai ziehen, da Urs den Ruf eines guten Mechanikers

genoss. Tahir hatte ihn bereits anlässlich von früheren Besuchen in Dubai getroffen. Während seiner Gefangenschaft outete sich Urs Tinner als CIA-Spion. Nach Ansicht vieler Experten hat er wesentlich dazu beigetragen, dass das «Khan-Netzwerk» aufgedeckt wurde. Waren Sie überrascht, als Sie von seiner Spionagetätigkeit erfuhren?

Lassen Sie mich gleich sagen, dass ich die ganze Geschichte nicht glaube. Die Kooperation der Tinners wird sich auf das Beantworten von Fragen beschränkt haben. Ich glaube nicht, dass sie der CIA Informationen in geheimer Weise weitergeleitet haben. Stellen Sie sich vor: Wenn die Tinners

«Die Zerstörungsaktion der Schweizer Regierung hatte zum Ziel, sich selbst zu schützen.»

tatsächlich Spione gewesen wären, hätte die CIA dann tatsächlich erlaubt, dass sie von Schweizer Behörden befragt würden? Überhaupt ist es falsch, von einem «Khan-Netzwerk» zu sprechen. Wir haben befreundeten Staaten bloss den Kontakt zu Lieferanten empfohlen, die wir als integer und zuverlässig erachten. Die Amerikaner haben die Gabe, andern die schlimmen Dinge in die Schuhe zu schieben, während sie selbst angeblich bloss Gutes tun. Die ganze Welt weiss, dass dem nicht so ist.

Schweizer Behörden haben bei den Tinners umfangreiche, angeblich hochbrisante Akten über den atomaren Schwarzmarkt gefunden. Haben Sie eine Ahnung, was sich in den Händen der Tinners befand?

Ich habe keine Ahnung, was in diesen Dokumenten stand, möglicherweise handelte es sich um Pläne von Zentrifugen, Ventilen und andere Daten über Urananreicherung. Was gerne übersehen wird, ist die Tatsache, dass vieles davon bei westlichen Lieferanten zu haben war und heute noch ist.

Unter den Dokumenten waren angeblich auch Bauanleitungen für Atomsperrverträge, welche die Schweiz gemäss Atomsperrvertrag nicht besitzen darf. Folglich beschloss die Regierung, die Tinner-Akten summarisch zu vernichten. Können Sie das nachvollziehen?

Wenn jemand Dokumente zerstört, tut er dies entweder aus Selbstschutz oder zugunsten von jemand ihm Nahestehendem. Die Zerstörungsaktion der Schweizer Regierung hatte eindeutig zum Ziel, sich selbst zu schützen. Im Übrigen ist beschämend, wie die Schweizer Justiz ihre eigenen Bürger eingesperrt und schikaniert hat. Die Tinners haben nie geheime Informationen aus der Schweiz erhalten oder gestohlen und/oder an Dritte weitergegeben. Die Schweiz hatte überhaupt keine derartigen



Informationen. Was die Tinners weitergegeben haben, gehörte ihnen. Es waren ihre Produkte und ihr eigenes Know-how.

Viele Akten hatten angeblich einen Bezug zu Ihnen. Sind Sie da nicht froh, dass sie vernichtet wurden?

Ich glaube, die Dokumente hätten höchstwahrscheinlich meine Position und diejenige der Tinners gerechtfertigt, indem sie bewiesen hätten, dass kein falsches Verhalten vorlag. Die Zerstörung liegt im Interesse der USA und erfolgte wohl auf ihren Druck hin. Es gab viele Lieferanten aus der ganzen Welt, die allerlei nukleare Ausrüstung und Know-how anboten. Die Amerikaner wollten offenbar unbedingt verhindern, dass deren Namen publik werden. Sie wollten ihre speziellen Freunde schützen. Es ist bedauerlich, wie die Schweiz unter dem Druck der USA eingeknickt ist.

Im ersten Interview nach seiner Haftentlassung schildert Urs Tinner, wie er zu brisanten Atom-Akten kam: Demnach habe sein Arbeitgeber Tahir ihn aufgefordert, die Dokumente einzuscannen und auf eine Harddisk zu kopieren. Bei diesem Prozess seien die Dokumente auch auf dem Tinner zugänglichen Computer gespeichert worden. Haben Sie von dieser Scanning-Aktion gewusst oder sie gar selbst angeordnet?

Ich habe keine Ahnung von dieser Gelegenheit. Wenn sich das tatsächlich so ereignet haben sollte, war es von Urs Tinner unethisch, Daten zu behalten, die Tahir gehörten. Dies mag durch Unehrlichkeit oder Dummheit geschehen sein. Dieser Kopierprozess fand eindeutig nicht auf meine Anweisung hin statt.

Trotz fehlender Akten versucht die schweizerische Justiz, den Tinners den Prozess zu machen. Sind Sie zu hundert Prozent sicher, dass im Zuge allfälliger Verhandlungen keine Kontakte zwischen Ihnen und den Tinners im Zusammenhang mit Atomschmuggel publik werden?

Meine Kontakte zu Fred Tinner beschränkten sich auf Lieferungen von Ausrüstungsgegenständen für die Khan Research Laboratories in Pakistan. Er ist ein exzellenter Ingenieur und konnte alles liefern, was ich brauchte. Warum sollte er denn meine Hilfe benötigen und mir womöglich noch eine Vermittlungsgebühr entrichten, wenn alles in seiner Hand war? Ich bin überzeugt, dass Friederich Tinner nie schweizerische Exportbestimmungen verletzt hat. Er war ein vorsichtiger und gesetzestreuer Bürger.

Im Internet

Das Interview ist ein Ausschnitt aus einer schriftlichen Korrespondenz, die Urs Gehrigler seit Anfang Dezember 2008 mit A. Q. Khan geführt hat. Eine längere Version des Interviews in Englisch ist unter www.weltwoche.ch/khan nachzulesen.



«*And Tina gets what Tina wants*»: Tina Turner, festgehalten von Starfotograf Richard Avedon, 1971.



Tanz mit Tina

Von Roger Schawinski

Ich bin froh, dass ich meine Beine nicht mehr auf der Bühne zeigen muss», sagte sie mir. «Schliesslich bin jetzt schon über sechzig.» Und nun, Jahre später, kurz vor ihrem 70. Geburtstag, wirbelt sie wieder im ganz, ganz kurzen Röckchen durch ihre Konzerte, als ob die Zeit stehengeblieben wäre – und die Presse huldigt ihr zu Recht. Ihre wirklich absolut allerletzte Abschiedstournee ist ein Ereignis. Tina Turner ist an jenen Ort zurückgekehrt, an dem sie ihr Leben verbracht hat. Denn die Vernunft ist das eine, die Leidenschaft jedoch etwas viel Stärkeres. Und so hat sie sich mit unglaublicher Disziplin jene Pfunde abtrainiert, die sich in ihrem bequemen Zürcher Pensionärsdasein bei vielen angeregten Dinners und immer wieder nachgefüllten Champagnergläsern nicht mehr ganz übersehen liessen.

«Wir können über alles reden, nur nicht über Ike», ermahnte sie mich bei unserem ersten Treffen, doch im Laufe des Abends brachte sie selbst jenes Thema auf, das sie auf der Bühne und im Film zur Legende gemacht hatte und das sie nie losgelassen hatte. Und dann erzählte sie mit vielen Details, wie sie sich ihren Lebenspartner Erwin Bach geangelt hatte, den viel jüngeren, attraktiven deutschen Musikmanager. «And Tina gets what Tina wants», beendete sie die Story mit ihrem unvergleichlichen, mitreissenden Lachen.

Mit Tina zu reden, war das eine, mit ihr – der unvergleichlichen, von mir so sehr bewunderten Acid Queen aus dem Musical «Tommy» – zu tanzen, würde eine ganz neue Dimension hinzufügen. Und so deklarierte ich dies zu einem meiner Lebensziele, etwas von den Dingen, die man auch mit allem Geld der Welt nicht kaufen kann. Nur, Tina tanzte nicht. Zwar besuchte sie jeweils den Opernball, aber das Tanzparkett betrat sie in ihrer eleganten, etwas steifen Robe nie. Doch nach etlichen Versuchen liess sie sich irgendwie erweichen – und es war genau so, wie ich es mir erträumt hatte. Gerade in diesen Tagen denke ich wieder ganz intensiv an Tina. Aufgewachsen in einer Zeit, als sie als Südstaaten-Negerin nicht auf jeder Parkbank sitzen durfte, nicht jeden Bus besteigen konnte, als es für Leute wie sie nur Karrieren im Showbusiness oder im Sport gab, erlebt sie nun, wie der erste Afroamerikaner ins Weisse Haus einzieht. Ein Wunder ist geschehen, eines, das sie sich wohl nicht einmal zu erträumen gewagt hätte. Ich glaube, Tina ist gerade sehr, sehr glücklich.

Tina Turner live am 15. und 16. Februar
im Hallenstadion Zürich

Idioten am Wegrand

Von Güzin Kar

Wieso gerate ich immer an Idioten? Warum weine ich ihnen trotzdem hinterher?» Julia hadert mit sich und ihrem Schicksal. «Mach mal diesen Test», sagt Heidi, «du sitzt in einer fröhlichen Runde mit Freunden und musst früh aufbrechen. Draussen hörst du die anderen ohne dich weiterlachen. Drehst du dich nochmals um?»

«Ich gehe zurück. Weil ich den Schirm vergessen habe.» – «Es regnet nicht in unserem Beispiel.» – «Dann gehe ich schnell heim.» – «Du bist also jemand, der nicht Vergangenen hinterhertrauert, sondern seinen Weg geht.» – «Und warum lauern am Wegesrand all die Idioten, die ich mitschleppe wie totes Holz?» – «Brennholz. Zum Wärmen. Niemand ist gern allein. Und unbewusst suchst du dir die Holzköpfe so aus, dass selbst sie dich weiterbringen im Leben.» – «Ich weiss nicht. Da waren ein geschiedener Architekt, ein cholerischer Zen-Meister, ein englischer Sänger mit Sprachfehler, mehrere Verheiratete und drei Blondierte.» – «Blondierte?» – «Das war in den Achtzigern Mode.» – «In den Achtzigern warst du in der Primarschule.» – «Und total verliebt in Blondie Nummer eins, der von mir aber nur das eine wollte: den Pausenapfel, was mir recht war, da ich Äpfel nicht mag, was ich meinen Eltern nicht sagen konnte.»

«Siehst du! Du brauchtest Blondie als elegante Lösung für dein Apfelproblem, und weil dir das zu egoistisch erschienen wäre, stülptest du eine Verliebtheit drüber.» – «Aha. Und was ist mit dem Elektriker, der sich mir geistig so unterlegen fühlte, dass er bei jeder meiner bestandenen Uni-Prüfungen losweinte und meinte, ich würde ihn bald wegen eines Superhirns verlassen?» – «War das nicht der, der alle Installationen bei euch in der WG erledigte?» – «Ja. Hätte ich ihm erklären sollen, dass das Problem nicht im Ausmass seiner Intelligenz, sondern eine Etage tiefer lag und ich ihn längst mit einem Superhirn betrog, das übrigens auch ein Superhorn war?» – «Und dein Professor, wenn mich nicht alles täuscht.» – «Der Professor war verheiratet und hatte neben mir drei weitere Studentinnen.» – «Mit denen du eines lustigen Tages seine Ehefrau besuchtest, in High Heels und Miniröcken.» – «Wir waren betrunken.»

«Sag mal, solltest du nicht mal darüber nachdenken, ob die Idioten wirklich die Jungs waren?» – «Schon möglich, aber wir wollten doch nach vorne sehen, nicht?»

Güzin Kar ist Drehbuchautorin und Regisseurin. Mehr von Güzin Kar auf www.guzinkar.com

Namen

Julie Imperiali — So tadellos wie Carla Bruni aussieht, muss Julie Imperiali ihren Job gut machen. Seit vier Jahren ist die 26-Jährige der Personal Trainer der französischen Präsidentengattin. Das überzeugende Resultat scheint auch den Ehrgeiz von Nicolas Sarkozy angestachelt zu haben. Er unterzieht sich deshalb seit geraumer Zeit ebenfalls dem Fitness-Regime von Imperiali. Die Französin hat ein eigenes Programm mit dem Namen «Tectonic Wellbeing» entwickelt, den Schwerpunkt legt sie auf einen für Männer doch eher ungewöhnlichen Körperteil: auf die Muskulatur des Beckenbodens. «Dies war lange ein Tabu, man dachte dabei nur an schwangere Frauen. Dabei ist ein gestärkter Beckenboden zentral, der nicht nur für eine bessere Haltung sorgt und Inkontinenz verhindert, sondern auch das Sexleben verbessert.» Frühzeitigen Ejakulationen, so Imperiali, liesse sich mit einem gezielten Training Abhilfe schaffen. Wir wollen hier keine Zusammenhänge konstruieren, wo eventuell gar keine sind. Aber interessant ist doch, dass sie den Präsidenten als Traumschüler bezeichnet: «Immer bereit und sehr motiviert.» (bwe)

Martin und Patrick Rapold — Der Prominente, so viel versteht auch der «Zivilist», wie Liz Hurley die Nicht-VIPs zu nennen pflegt, muss beständig dafür sorgen, dass er im Ge-



Dauer-VIPs: Patrick (l.) und Martin Rapold.

sprach bleibt. Er begibt sich zu diesem Zweck an Eröffnungen, an Premieren und an Modenschauen mit Gratis-Cüpli, an allerhand Veranstaltungen also, die unter Journalisten bisweilen etwas uncharmant «Hundsverlochete» genannt werden. Aber: Mit ein wenig Glück

erscheint der Prominente danach in einem *Heftli* unter der Rubrik «war auch da». Ex-Missen sind zum Beispiel immer auch da gewesen. Ungeschlagen in dieser Disziplin indes: die Brüder Martin und Patrick Rapold. Die beiden stehen jeweils da und machen ein Gesicht, das vermutlich sagen soll: Eigentlich hätten wir ja Besseres zu tun, aber ach, was soll man machen, wenn man dauernd eingeladen wird? Dieses ostentative Gelangweitsein ist aber kontraproduktiv und führt zu zwei Schlussfolgerungen: 1. Wer so viel Zeit aufbringt für PR in eigener Sache, bei dem harzt es mit der Karriere. 2. Ein Event, auf dessen Gästeliste die Rapolds fungieren, ist deshalb allerhöchstens ein *third class event*. (bwe)

Jill Biden — Es sollte, am Vorabend der Amtseinführung, nur eine lockere Plaudershow zwischen Oprah Winfrey, dem neuen Vizepräsidenten Joe Biden und seiner Frau wer-



Amtsgeheimnisse: Jill Bidden.

den. Gutgelaunt erzählte Jill Biden, ihrem Mann sei auch das Amt des Aussenministers angeboten worden, aber da habe sie sich quergelegt: Ein Aussenminister sei kaum je zu Hause. «Pschschsch», hauchte der entsetzte Ehemann, zu spät. Die Meldung, dass Hillary Clinton nur Obamas zweite Wahl war, liess sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Bidens Sprecherin dementierte zwar umgehend, dass ihm je ein anderes Amt als die Vizepräsidentenschaft angeboten worden sei. Aber wir schätzen, die Ehefrau war da besser informiert. (bs)

Peter Tate — Der sympathische Brite, bekannt aus der TV-Sendung «Giacobbo/Müller», soll Zürcher Stadtpräsident werden. Ein geheimes Komitee mit dem Namen «Peter Tate for Präsident» verschickt eifrig entsprechende Werbe-E-

Mails an ausgewählte Schweizer Zeitungen – ohne bislang irgendwo erwähnt zu werden. Tatsächlich ist Tates Wahlslogan recht kümmerlich («Ich spreche nur, wenn es wirklich nötig ist»), insofern aber dem bisherigen Auftritt seiner Konkurrentinnen ebenbürtig. Kandidatin Corine Mauch (SP) punktet vor allem mit ihrer «lesbischen Punkrockband», die eigentlich süd-amerikanische Volkslieder spielt, und Kathrin Martelli (FDP) mit dem von ihr verantworteten Fussballstadion Letzigrund, das alle begeistert, die dort noch nie ein Spiel besuchten. Darum schliessen wir uns dem anonymen Aufruf zur Wahl Tates an. Sein politisches Talent hat er in einer Zusammenfassung von «Giacobbo/Müller» bewiesen: «As my grandfather used to say: these are my principles. If you don't like them, I have others.» (aku)

Adrian Sieber — Zuerst waren da diese Haare. Halbblond, wasserstoffperoxidgelb und zottelig. Sollen wohl aussehen wie bei Kurt Cobain. Tun sie aber nicht. Schon da beschlich einen ein gewisses Unbehagen. Und jetzt auch noch die Erklärung, die Lovebugs wollten beim diesjährigen Eurovision Song Contest mitmachen. Bei dem Anlass also, an dem in den vergangenen Jahren meistens knapp bekleidete und überschminkte Blondinen aus einem ehemaligen Ostblockstaat gewannen, von denen danach niemand mehr einen Ton gehört hat. Mutig, könnte man denken, schliesslich ist neben Nobody Piero Esteriore auch schon DJ Bobo sang- und klanglos untergegangen. Der stupende Kommentar von Lovebugs-Sänger Sieber: «Mit weniger als null Punkten können wir nicht nach Hause kommen.» Das mag rechnerisch gesehen stimmen, ist aber eine lausige Einstellung. Wie lautet das allgegenwärtige Motto? Genau: *Yes, we can!* (bwe)



Blond am Song Contest: Lovebugs-Sänger Sieber.



Meine Enttäuschung

Wenn Weltfirmen zu Kalenderpräsentationen einladen, hat unser Kolumnist Erwartungen. Doch die Action war anderswo. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche blieb ich in Zürich, es war «Calendar Night»-Week sozusagen. Am Mittwoch fand die «Pirelli Calendar Night» statt im «Lake Side», einem «Kongresszentrum» (Eigenwerbung), das mir nicht gefällt, nebenbei (keine gute Architektur, keine guten *vibes*). Obwohl es im Grund sehr gut gelegen ist (am See, in parkähnlicher Anlage).

Darf man das? Ich meine nicht, an Events zu gehen als Kolumnist, vom Gratis-Champagner (also Prosecco) zu trinken, Fingerfood zu essen ... und dann streng zu urteilen. Ich meine eine «Calendar Night» veranstalten als Firma mit weltweiter Ausstrahlung und dann den Gästen Konserven bieten. Der Fotograf, Peter Beard, war nicht anwesend; Kalendermodel ebenfalls keines, und Kalender habe ich auch keinen – ich schreibe nicht «bekommen», auf einer «Model-Night» bekommt man auch kein Model, ich schreibe – «gesehen» (stattdessen einen «Making of»-Film). Ich überlege mir auf jeden Fall, den Chef meiner Garage zu fragen, ob er mir Reifen einer anderen Marke empfehlen kann für meinen Maserati. Was mir gefallen hat (man sollte nie mit einem schlechten Ton schliessen, finde ich): Keine Schwierigkeiten, reinzukommen. Beim Eingang stand eine Mitorganisatorin, die mich erkannte (sie stellte sich später vor – **Renata Angehrn**).

Am Freitag gab es im «The Dolder Grand» einen Event mit Namen «Hotel Campari», es ging um den Campari-Kalender 2009. Ich mag das «Dolder», übrigens, ich finde die Steinhalle *classy* und die Lobby *charming*. Die Stimmung war prima, die Campari-Chefs sind gute

Gastgeber (das ist ein Aber-Satz, stimmt). Aber, sehen Sie oben – der Fotograf, Mario Testino, war nicht anwesend; Kalendermodel Jessica Alba dito, und Kalender habe ich auch keinen ... Ferner war die Gästeliste streng genommen eine Abschrift der C- und D-Liste (von **Abdel-Latif, Adel**, Arzt und Ex-Mister Schweiz, bis **Zuta, Arjeta**, Sängerin und Ex-«Popstar»).

Es ist nicht so, dass Ex-Misses Schweiz in meinen Augen für das Schlechte auf der Welt stehen. Doch wenn ich gerade bei dem Gegenstand bin, mache ich kurz eine Stilkritik: **Anita Buri**, Frisch-Single und Miss Schweiz 1999, hatte ein hautenges Streifenkleid an und gab bereits wieder Gas (*Blick*), in Amerika würde man sie als *cougar* beschreiben («ältere Frau auf der Pirsch»); Erklärung von Kollege Sharkey, dem Modekolumnisten). **Patricia Fässler**, Fotografin, Produzentin, Schreiberin (steht auf ihrer Homepage) und Miss Schweiz 1993 (steht nicht auf ihrer Homepage), trug ein Oberteil mit einer Stripperin darauf und der Zeile «Just a honey makin' money». Das finde ich cool; ich hatte einmal eines, auf dem stand «Life is short, enjoy it ... with me» (da war ich vierzehn). Das waren nur zwei Beispiele, man braucht im Grund drei als Journalist. Ich biege aber nichts hin, immerhin macht man sich damit Feinde. Ich habe einmal geschrieben, **Vera Dillier**, Ex-Frau eines Anwalts und Autorin eines Buches, ziehe Kleider an, die okay wären für eine 21-Jährige; sie mag mich immer noch nicht, habe ich gehört. (Das war 2003.) Und sie zieht sich immer noch gleich an (war aber trotzdem bei Pirelli und Campari).

Am Samstag schliesslich ging ich in das Schauspielhaus, zu der Premiere von Thomas Bernhards «Immanuel Kant». Über das Stück schweige ich (MvH macht U-, nicht E-Kultur). Es wird sowieso eine grosse Geschichte geben in der *Weltwoche*, vermute ich – das ganze Kulturreport war vor Ort sowie der Bildredaktor. (Nur so viel: Ich fand die «Komödie» nicht gut, sie war nicht böse, nicht einmal lustig.)

Dafür war der Prominentenkoeffizient hoch. Mir begegneten zum Beispiel **Mirja Sachs**, die Frau von Gunter, sowie **Elvira und Günter Netzer**. Den finden, nebenbei, die meisten Leute ja super. Ich hatte ihn einmal interviewt, fand ihn gescheit und nicht unsympathisch (ein wenig maulfaul vielleicht). Dann sah ich ihn wieder, an einem Diner von Sachs in Hamburg. Ich freute mich, ging grüssen, wollte plaudern ... man kennt sich, nicht wahr? Er blieb sitzen, sagte, er habe mir nichts zu sagen, das damals sei *business* gewesen, jetzt sei *private* (mein Interview war wohlmeinend, damit das gesagt ist).

Anyway, Theater schlägt «Calendar Nights», wenn es um U-Kultur-Berühmtheiten geht.

Im Internet

Bilder des Events «Hotel Campari» auf www.weltwoche.ch/mvh

Zum Erfolg gestöckelt

Von *Alix Sharkey*

Die britische Boulevardpresse zeigte jüngst Aufnahmen, auf denen die Modezarin Tamara Mellon am Strand von St-Barths mit ihrem Geliebten Christian Slater herumtollte. Die vierzigjährige Mellon war oben ohne. Am selben Tag meldeten Medien in den USA, sie habe an der Upper East Side in Manhattan für 24,3 Millionen Franken ein Apartment gekauft.

Mellon besuchte dasselbe Schweizer Internat wie Lady Di. Mit 18 gründete sie ein T-Shirt-Unternehmen, arbeitete im PR-Bereich und wurde später Accessories-Redaktorin bei der *Vogue*. 1996 lieh sie sich von ihrem Vater Tommy Yearde, dem Mitbegründer von Vidal Sassoon, 150 000 Pfund und erwarb 49 Prozent eines kleinen Londoner Unternehmens. Mellon war überzeugt, Jimmy-Choo-Schuhe könnten es im Marktsegment der 400 Dollar teuren Riemchensandalen mit Manolo Blahnik aufnehmen. Nachdem sie Choo – durch dreiste Selbstvermarktung, hartnäckiges Umwerben von Hollywoodstars und gerissenes Product-Placement bei «Sex and the City» – zu einer Weltmarke mit 50 Filialen aufgebaut hatte, verkaufte sie ihren Anteil im Februar 2007 für angeblich 90 Millionen Pfund.

Ihr Lebensstil imitierte derweil «Dallas» oder den «Denver Clan». Bei einem Abstecher in Reha-Kliniken lernte sie den ebenfalls trockengelegten Süchtigen Matthew Taylor Mellon III kennen, den Erben eines amerikanischen Bankvermögens von 6 Milliarden Dollar. Im Jahr 2000 heirateten sie, bekamen eine Tochter und liessen sich 2004 scheiden. Später wurde ihr Ex-Mann festgenommen und angeklagt, Detektive beauftragt zu haben, sich in ihre E-Mails zu hacken. Er wurde zwar freigesprochen – dank ihr, die ihn als halbgebildeten Chaoten darstellte, der zu einem Verbrechen gar nicht imstande sei –, aber der Polizist, der für ihn gearbeitet hatte, ging für 27 Monate hinter Gitter. Anschliessend weigerte sich ihre Mutter Ann, Jimmy-Choo-Aktien herauszugeben, die ihr nach dem Anteilsverkauf fälschlich überschrieben worden waren; Mellon klagte auf 5 Millionen Pfund, bevor der Streit aussergerichtlich beigelegt wurde.

Mellon erneuerte die legendäre Halston-Marke, blieb Chefin von Jimmy Choo und wurde kürzlich Managerin bei Revlon. Anscheinend brachte sie die zeitgenössische weibliche Psyche auf den Punkt, als sie sagte: «Ich fühle mich stärker, wenn ich hochhackige Schuhe an habe. Dann kann ich einem Mann auf gleicher Höhe in die Augen sehen.»

Aus dem Englischen von **Ulrich Blumenbach**
Illustration: **René Habermacher**



Erinnerungen an den «Denver Clan»: Modezarin Mellon.

Effiziente Faltenkiller

Von Jürg Zbinden

Blieben Emulsionen und Elixiere von vorgestern noch sträflich harmlos, merzen die von heute Fältlein und Krähenfüsschen aus. Sie haben die «Licence to Kill». Sie lauern in Tuben, Töpfchen, Ampullen und Fläschchen, wo sie ihrer Mission harren. Es war nicht Dr. Mabuse, vielmehr die hehre Wissenschaft, die der Alterung der Epidermis (Oberhaut), des Coriums (Lederhaut) und der Subkutis (Unterhaut) den Krieg erklärte. Und allmählich gewinnt sie die eine oder andere Schlacht. «Du kannst nicht immer siebzehn sein», hielt uns Chris Roberts unter die Nase, während Udo Jürgens versprach: «Mit 66 Jahren, da fängt das Leben an». Die Blütezeit einer grundehrlichen Haut liegt wohl irgendwo dazwischen. Warum also nicht ein wenig schummeln?

1 und 2 — Perfectionist [CP+] punktet für Estée Lauder, beispielsweise als Gewinnerin des Prix de Beauté der *Annabelle*. Ihre flexiblen Elastomere und liftenden Peptide schlagen Falten in die Flucht. 30 ml kosten Fr. 104.–. Müde, schlaffe Haut zum Verschwinden bringen soll bei zweimaliger Anwendung pro Woche auch Lauders Resilience Lift Extreme. 75 ml der Pflegemaske kosten Fr. 66.–.

3 — Der aufstrebende Star von Guerlain ist die Wüstenrose. Ihre Wirkung entfaltet die genügsame Schöne aus der Wüstenei in drei neuen Feuchtigkeitsprodukten (neben dem Serum gibt es eine Lotion sowie eine Pflegemaske für sechs Anwendungen). Gegen verräterische Augenkonturen hilft das Serum Super Aqua-Eye. Der 15 ml enthaltende Pump-Flakon kostet Fr. 125.– und ist ab 9. März erhältlich bei den autorisierten Guerlain-Verkaufsstellen. Für die Super-Aqua-Reihe, die Quintessenz der Anti-Aging-Feuchtigkeitstechnologie von Guerlain, hat die Schmuckdesignerin Hélène Courtaigne Delalande im Übrigen kostbare Beauty-Schmuckkästchen entworfen.

4 und 5 — «Overnight Recovery» verspricht Capture R60/80™ XP Nuit. Das Serum maximiert das Regenerierungsvermögen der Hautzellen und repariert die tagsüber durch Umwelteinflüsse entstandenen Schäden. Die Formel verdankt sich der Stammzellenforschung. 30 ml kosten Fr. 156.–. Ebenfalls während der Nacht rückt die Creme den Falten zu Leibe. «Sie sorgt für optimalen Hautkomfort und eine wunderbar pralle Haut.» Haben wir Ähnliches nicht auch schon von Penélope Cruz gehört? 50 ml kosten Fr. 145.–.

1



3



2



4



5

«Gölä wär denkbar für Lagerbier»

Lukas Frei, Creative Director der Werbeagentur Jung von Matt/Limmat, über Werbung mit Stil und darüber, wie man sich am vorteilhaftesten auf Facebook präsentiert.



«Lieber Understatement als Overstatement»: Werber Frei.

Architekten, Designer und Werber gelten als Propheten guten Geschmacks. Teilen Sie die Ansicht?

Nur weil sich diese Berufsgattungen unter anderem mit Gestaltung auseinandersetzen, heisst das noch lange nicht, dass sie auch Geschmack haben.

Ist Werbung schwieriger für ein Produkt oder für eine Dienstleistung?

Werbung ist dann einfacher, wenn ein echtes Alleinstellungsmerkmal zur Konkurrenz, ein USP (*unique selling proposition*), besteht. Das gilt für Produkte und Dienstleistungen gleichermaßen.

Ältere Konsumenten werden nur zögerlich ernst genommen. Wird sich das ändern?

Das stimmt so nicht. Die wachsende Anzahl kaufkräftiger Senioren wird sehr wohl als attraktive Zielgruppe wahrgenommen. Tatsache ist, dass sich ältere Konsumenten in der Werbung lieber durch etwas jüngere,

vitale, gutaussehende Protagonisten repräsentiert sehen. Quasi eine Idealisierung ihrer selbst.

Wo sind die spannendsten oder verrücktesten Anzeigen zu finden?

Mir gefallen Anzeigen, die eine starke, überraschende Idee haben und dabei auch noch toll gemacht sind. Dabei ist das Medium oder auch die Produktegattung zweitrangig. Ein Modemagazin beispielsweise mag sehr ästhetische und aufwendig inszenierte Anzeigen haben, diese sind aber untereinander oft austauschbar.

Hat der klassische TV-Spot eine Zukunft?

Mit dem zunehmenden gezielten Konsum von Fernsehsendungen durch Festplatten-Recorder oder Pay-per-View-Angeboten verliert der klassische TV-Spot zwangsläufig an Relevanz. Der Film an und für sich gewinnt aber eher an Bedeutung. Im Web und auf dem Mobiltelefon.

Welche Länder werben am besten?

Aus Ländern wie England, den USA, Frankreich, Brasilien oder auch Argentinien kommen regelmässig hervorragende Kampagnen. Das zeigen die Cannes Lions, das jährliche, weltweit repräsentativste Festival für kreative Werbung.

Welches ist die beste Werbeagentur im Ausland?

Mich überraschen immer wieder Arbeiten der amerikanischen Agentur Crispin, Porter + Bogusky. Die hinterfragen regelmässig gängige Werbemechanismen und finden so oftmals sehr unkonventionelle, intelligente Kommunikationslösungen.

Welcher Schweizer Promi sollte Werbung machen und wofür?

Sagen wir mal so – wenn man Testimonial-Werbung macht, dann sollte man darauf achten, dass die Persönlichkeit auch eine glaubwürdige Affinität zum Produkt hat. Gölä für ein Lagerbier, Roman Kilchsperger für ein Haargel oder Beni Thurnheer für einen Brillendiscouter wären bestimmt denkbar.

Was ist Werbung mit Stil?

Wenn man die Zielgruppe auf einer unterhaltsamen, ansprechenden und intelligenten Ebene erreicht, kann man von Werbung mit Stil sprechen.

Worauf sollte man beim persönlichen Stil achten?

Der Stil soll eine Persönlichkeit unterstreichen, nicht kaschieren. Auch wenn man sich für einen Anlass feinmacht, sollte das Ergebnis immer unangestrengt und natürlich aussehen. Für Frauen gelten andere Massstäbe. Da ist Glamour je nach Gelegenheit durchaus angebracht. Dasselbe Understatement gilt übrigens auch für die Präsentation seines eigenen Profils auf Community-Plattformen wie Facebook oder MySpace – zu viel Information, gepaart mit einer überhöhten Selbstdarstellung, wirkt ungläubig und vulgär.

Und wie betreibt man Werbung in eigener Sache?

Lieber Understatement als Overstatement. Ein natürliches, entspanntes Auftreten, gängige Umgangsformen. Auf Augenhöhe kommunizieren, ohne sich anzubiedern.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.



Auto

Hübsche Verwandlung

Bis jetzt waren sie schnörkellos, die Autos von Opel. Mit dem neuen Insignia verleiht sich die Marke Sex-Appeal. *Von Ulf Poschardt*

So werden aus Betriebsräten Testimonials. Als die Krise der amerikanischen Autoindustrie direkt auf die deutschen Töchter schlug, wurden die Verantwortlichen von Opel ins Kanzleramt gebeten, um die Lage zu sondieren. Das war Mitte November, und der Insignia startete seine Marketingkampagne. Obwohl der Kontext negativ war, wurde der Insignia – leider mit bescheidenen Felgen – medienwirksam vor das Kanzleramt gerollt, um dort die Konzernführung abzusetzen. Es war das beste Product-Placement, das Opel in diesem Jahrhundert gelang.

Opel Insignia 1.8 Ecotec

Hubraum: 1796 ccm, Leistung: 140 PS
 Höchstgeschwindigkeit: 206 km/h
 Preis: 36 000 Franken



Als Staatskarosse hatte das Auto aus Rüsselsheim ausgedient. Vorbei die Zeiten, als Opel mit dem Admiral einen repräsentationsfähigen Achtzylinder vorweisen konnte, der einer Mercedes-S-Klasse auf Scheinwerferhöhe begegnete. Opel entschied sich – geschickt –, das Auto des kleinen Mannes zu stellen: weitgehend schnörkellos, ein wenig hager, aber dank der amerikanischen Gene nicht eben uncharmant. Sowohl der GT als auch das erste Kadett-Coupé bürgten in ihrer sympathischen Sachlichkeit für eine automobilen Authentizität, die sich gut verkaufte. Der sportliche Unterton durch die frühen GT- und Rallye-Varianten signalisierte stets, dass es auch mehr gebe: einen Horizont voller Träume und Raserei hinter dem Nüchternen.

Die Markenführung von Opel war bis tief in die achtziger Jahre hinein klar. Irgendwann ging diese Orientierung verloren – just in jenem Augenblick, als mit Manta-Filmen und -Witzen eines der Fahrzeuge den Sprung in die Popkultur geschafft hatte. Die deutschen Vorzeigepunks, die Toten Hosen, waren Mitglieder der Opel-Gang, und eigentlich hätte man aus

diesem Stoff einen Warenmythos stricken können. Stattdessen wurde Opel postmodern und verlor sich im Durcheinander der Marken.

Mit dem neuen Insignia ist Opel ein Auto gelungen, von dem zu Zeiten seiner Planung niemand wusste, dass es ein vielversprechender Neuanfang werden müsse. Alle Hoffnungen liegen auf diesem neuen Spitzenmodell, und bisher werden sie nicht enttäuscht. Obwohl im Augenblick alle Autohersteller ihre Produktion zurückfahren müssen, verkauft sich der Insignia glänzend. Es werden Sonderschichten gefahren. Zudem hat sich die Kritik in den poppigen Mittelklasse-Viertürer verguckt: Der Insignia wurde von einer sehr internationalen Jury zum Auto des Jahres 2009 gekürt.

In der Tat ist der Insignia der hübscheste Opel seit über zwanzig Jahren. Vorne leiht er sich das Selbstbewusstsein der C-Klasse, am Heck die Sexiness der BMWs. An den Seiten erinnert der muskulöse Körperbau an die Rallye- und Tourenwagen-Asconas der siebziger Jahre. Die zu asiatischen Autoherstellern abgewanderten Opel-Freunde werden dem Insignia eine Chance geben. Damit wird das Strassenbild erheblich aufgewertet.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

Heisses Wallis

Von Peter Rüedi



Eine Weinkolumne ist nicht der Ort, die Klimakatastrophe kleinzureden. Zwischen 1945 und 1999, also noch vor dem Tropensommer 2003, sind die Durchschnittstemperaturen in Europas Weingebieten um 1,7 Grad gestiegen, und bis 2050 rechnen Spezialisten der Forschungsanstalt Geisenheim mit einem weiteren Zuwachs von mindestens 2,2 Grad Celsius. Das verändert die Vegetationsphasen, den Zuckergehalt der Trauben, damit den Alkoholgehalt. Und es lässt die ganze Weinlandschaft nach Norden rücken: pro Grad um 200 Kilometer. Sagt Bordeaux-Guru Bruno Prats, der ehemalige Besitzer von Cos d'Estournel: Die Art des Bordeaux wird sich ändern, die traditionellen Sorten geraten in Schwierigkeiten.

Die Syrah, die Traube des Rhonetals, die im Gebiet Hermitage und Côte-Rôtie die triumphalsten Resultate bringt, könnte noch weiter nördlich, am Genfersee und im Wallis, von der Klimaerwärmung profitieren, mutmasst das Magazin der Weinkellerei Riegger. Auf den kiesigen Kalkböden in der heissen Arena von Chamoson, wo Simon Maye & Fils (das heisst die Brüder Jean-François und Axel) die Rebstöcke für ihren Syrah Vieilles Vignes stehen haben, hat der heute schon ein ideales Terroir (zu dem bekanntlich auch das entsprechende Mikroklima gehört).

Die Maye machen, vor allem in der Variante von alten Reben, unglaubliche Weine. Die verwirren als Piraten bei Blinddegustationen renommierter Prestigeetiketten der «nördlichen Rhone» regelmässig ganze Fach-Panels. In der Ausgabe 2006 trinke ich einen extrem ausdrucksstarken, komplexen, ja magistralen Wein, gut strukturiert mit diskretem Holz, mit Aromen von dunklen Früchten und Kräutern, auch glaube ich ein bisschen Caramel und einen Hauch Harz zu schmecken. Wunderbar. Hoffen wir, er bleibe uns so erhalten. (Bei Maye & Fils ausverkauft, im Handel mit Glück noch da und dort zu finden. Sonst: rechtzeitig die nächsten Jahrgänge reservieren).

Simon Maye & Fils: Syrah Chamoson Vieilles Vignes 2006. 13,2%. Jean Solis, Pully. Fr. 44.50 (info@jeansolis.ch)

Höchstes Lobesschmatzen

Vor dem Aus der Kolumne suchen wir das Paradies an einem sehr schweizerischen Ende der Welt. Von Julian Schütt

Je näher man dem «Paradies» kommt, desto abweisender erhebt sich ein Bergstutz. Man ist am Hang und mittendrin in einem Hüsli-Quartier. Auf den ersten Blick weniger Familien- als Rentneridyll. Ein schweizerisches Ende der Welt statt Garten Eden. Doch so denkt man lediglich, bis der erste Teller kommt. Danach bleibt einem nur die unspektakuläre Repetition dessen, was sich seit drei Jahren leitmotivisch durch diese Kolumne zieht: In den Kaffs draussen sind hierzulande die tollsten, innovativsten Lokale. Mit Herzlichkeit, Präzision und subtilen Kreationen behaupten sich Rosmarie und Markus Kuriger in ihrem kleinen Restaurant «Kuriger's Paradies» (eine gute halbe Stunde Spaziergang vom Bahnhof von Bad Ragaz entfernt) gegen die geballte Konkurrenz im nahen «Grand Resort».

Los geht's mit aufwendigen Variationen vom Hokkaido, einer japanischen Kürbiszüchtung, die Markus Kuriger erstens zur gebrannten Creme mit Orangenaroma verarbeitet, zweitens zur Panna cotta mit Miesmuscheln, drittens zum Chutney, kombiniert mit einem Lan-

gustinenpraliné, schliesslich zur Glace mit Kürbiskernen. Ein fulminanter Einstieg ins Fünfgängige (Fr. 127.-). Bei den nächsten Gerichten übernimmt Schütt junior (6) interimistisch die Federführung. Da lese ich: «Kritik – mein Vater isst sehr üble Sachen wie Fisch und Meerestier und Zanderfilet...» Wie, bitte? Die Bouillabaisse basiert auf einem gehaltvollen Fischfond; die dazu servierten Scampi auf Sellerie sind tadellos. Genauso der Zander im Randenmantel. Der Co-Kommentator gibt zum Glück den Griffel wieder ab, als sein bei Niedertemperatur gegarter Kalbshohrücken aufgetragen wird. Jetzt spendet er nur noch höchstes Lobesschmatzen. Mich begeistert im Hauptgang das Duett von Perlhuhn und Taube mit Rotkraut und allerdings etwas heftig gewürzten Falafelkugeln. Spannende aromatische Nuancen und Texturen bietet zum Dessert die Passionsfruchtvariation.

Kuriger's Paradies, Fluppestrasse 28, 7310 Bad Ragaz SG. Tel. 081 302 24 24. Dienstags und mittwochs geschlossen



Herzlichkeit und Präzision: Koch Markus Kuriger in seinem «Paradies».

Haushaltsfragen

So etwas machen richtige Männer in der Regel nicht: Wir beschäftigen uns heute mit einem Staubsauger. *Von David Schnapp*



97 Prozent Staub-Rückhaltevermögen: Hoover-Staubsauger Xarion.

Der Erfinder des Staubsaugers war ein Mann: Der Nachtportier James Murray Spangler bastelte das erste Gerät aus einer Seifenschachtel, einem Ventilator, einem Kissenbezug und einem Besenstiel. Seine Versuche waren zwar vielversprechend, damit aber daraus etwas Rechtes wurde, brauchte es eine Frau. Susan Hoover erkennt das Potenzial der Erfindung, ihr Mann, der Lederwarenhändler William H. Hoover, hat den unternehmerischen Instinkt. Hundert Jahre später stellt die Firma Hoover in Ohio USA immer noch Staubsauger her.

Für den Durchschnittsmann gab es trotzdem beinahe hundert Jahre lang keinen Grund, sich näher mit dem Staubsauger zu befassen. Das änderte sich mit der Erfindung des Tüftlers und Künstlers James Dyson, der 1990 den ersten Staubsauger ohne Beutel präsentierte. Das Ding wurde zum Kultobjekt, Männer schlichen plötzlich in den Haushaltsgeräteabteilungen um die bunten Hightech-Sauger herum.

Die beutellose Technologie war ein Grosserfolg, andere Hersteller mussten nachziehen, wobei Hoover wegen Patentrechtsverletzungen an Dyson Schadenersatz zahlen musste. Die neuesten Hoover-Staubsauger funktionieren dennoch beutellos. In unserem Putzschrank steht seit kurzem das Modell Xarion. Was dem Namen nach eine ägyptische Gottheit sein könnte, ist ein kompakter, leistungsstarker Staubsauger mit «Airvolution»-Tech-

nologie. In verschiedenen Durchgängen wird die Schmutzluft durcheinandergewirbelt und mehrfach gefiltert, so dass am Ende deutlich sauberere Luft das System verlässt als bei anderen Produkten. Das Staub-Rückhaltevermögen beträgt laut Hersteller hohe 97 Prozent.

Eines Morgens, als wir ganz alleine zu Hause waren, die Putzfrau mit einer Handverletzung ausser Dienst, nahmen wir den Xarion in Betrieb. Das Resultat war ausgezeichnet, Sauberkeit auf höchstem Niveau. Sehr angenehm arbeitet man mit dem «Navigator»-Handgriff, wo sich mechanisch die Saugleistung in drei Stufen regulieren lässt. Eine saubere Sache ist auch die spezielle Parkettbürste und das 3-in-1-Werkzeug, das Fugendüse, Polsterdüse und Möbelpinsel in einem Aufstecksatz vereint. Und das Wichtigste überhaupt: Für die Entleerung des Zyklonzylinders genügt ein Knopfdruck. Vor allem bei Billigprodukten kann es vorkommen, dass man dem ganzen Dreck nochmals begegnet und ihn von Hand in den Müll befördern muss. Das ist nicht schön.

Fazit: Nachdem wir den Jubiläums-Hoover gründlich getestet haben, können wir ihn guten Gewissens allen Frauen weiterempfehlen.

Hoover Xarion TAV 1610 Airvolution.

Bodenstaubsauger. Max. Aufnahmeleistung 1600 W. Auswaschbarer Hepa-Filter, mechanische Leistungsregulierung, Parkettdüse, 3-in-1-Werkzeug, gummierte Räder. Fr. 401.-. www.candy-hoover.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 203.- (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion:

Philipp Anz
Bildredaktion: Martin Berz (*Leitung*), Christophe Bosset, Catharina Hanreich, Gabriella Hohendahl (*Assistentin*)
Layout: Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler
Infografik: Helmut Germer
Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig
Internet: Andreas Thut (*Leitung*)
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsleitung:

Maike Juchler
Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli, Samuel Hofmann (*Support*)
Anzeigeninnendienst: Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Internetverkauf: Publicitas web2com AG
Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91
E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com
Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Carlos Ruiz Zafón:** Das Spiel des Engels (*S. Fischer*)
- 2 (9) **Susanna Schwager:** Das volle Leben – Männer über 80 erzählen (*Wörtersch*)
- 3 (5) **Susanna Schwager:** Das volle Leben – Frauen über 80 erzählen (*Wörtersch*)
- 4 (3) **Paulo Coelho:** Brida (*Diogenes*)
- 5 (2) **Charlotte Roche:** Feuchtgebiete (*Dumont*)
- 6 (4) **Rolf Lappert:** Nach Hause schwimmen (*Hanser*)
- 7 (6) **Barbara Wood:** Das Perlenmädchen (*Krüger*)
- 8 (–) **Paul Wittwer:** Giftnapf (*Nydegg*)
- 9 (8) **Franz Hohler:** Das Ende eines ganz normalen Tages (*Luchterhand*)
- 10 (7) **Stieg Larsson:** Vergebung (*Heyne*)

Sachbücher

- 1 (4) **Rüdiger Schache:** Das Geheimnis des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 2 (7) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 3 (1) **Roberto Saviano:** Gomorrha (*Hanser*)
- 4 (2) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 5 (–) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Droemer/Knaur*)
- 6 (5) **Guinness-Buch der Rekorde 2009** (*Bibliographisches Institut und F. A. Brockhaus, Mannheim*)
- 7 (8) **Helmut Schmidt:** Ausser Dienst (*Siedler*)
- 8 (6) **Nassim Nicholas Taleb:** Der Schwarze Schwan (*Hanser*)
- 9 (3) **Hape Kerkeling:** Ich bin dann mal weg (*Malik*)
- 10 (–) **Der Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut und F. A. Brockhaus, Mannheim*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Raffael

Er schuf, anders als Leonardo da Vinci, Frauen von irdischer Sinnlichkeit. Raffael malte ihre Seele. Ein exzessives Liebesleben, so die Vermutung der Zeitgenossen, brachte ihn 1520 mit erst 37 Jahren ins Grab. Sein Tod wurde wie der eines Herrschers oder Papstes beklagt. Doch spätere Generationen sahen in der Kunst des virtuosesten Malers der Renaissance nur noch leblose formale Perfektion. Zu Unrecht, wie Antonio Forcellino in seiner überaus plastisch und kenntnisreich geschriebenen neuen Raffael-Biografie (Siedler-Verlag) zeigt. Raffael entsprach nicht der Sublimierungstheorie, wonach ein Künstler leiden und verkannt sein muss, um ein bedeutendes Werk zu schaffen. Er ist der Beweis dafür, dass ein glücklicher Mensch mit erfülltem Liebesleben zu höchster Kreativität fähig ist. (*js*)

Literatur

Voodoo um Mehrwert

Alexander Kluge bastelte einen DVD-Essay über «Das Kapital» und Sergei Eisenstein, der das Ökonomie-Trumm verfilmen wollte. Herrlich exzentrisch. Von Wolfram Knorr

Nichts ist vor dem Nimmersatt Film sicher. Literatur nicht, Musik nicht, Malerei nicht, Theater nicht und natürlich auch nicht die Wirklichkeit. Nur allzu extremes Hochgebirge wie Kants «Kritik der reinen Vernunft» oder Friedrich Hegels «Phänomenologie des Geistes» vermeidet er. Gibt es Filmverrückte, die mit Vorbedacht schroffe Geistesflanken erklimmen? Es gab zumindest einen, schon zu Zeiten des Stummfilms: Sergei Eisenstein. Er wollte, kein Scherz, «Das Kapital» von Karl Marx verfilmen! Mit dem Agitationsfeuerwerk «Panzerkreuzer Potemkin» hatte er das Bildfirmament aufgerissen und gerade mit «Oktober» eine Montageschlacht gegen 60 000 Meter belichtetes Zelluloid, also 29 Stunden Film, geschlagen. Das russische ZK zwang das Wunderkind, «Oktober» auf Normalmass zu stützen.

Ein hundskommuner Abendfüller sollte das «Kapital» nicht werden. Mit Richard-Wagner-Masslosigkeit schwebten ihm vier Abende vor! Statt Goldrausch um die Rheintöchter Goldrausch um Mehrwert?

Am 12. Oktober 1927 notierte Eisenstein: «Der Entschluss steht fest, das «Kapital» nach dem Szenario von Karl Marx zu verfilmen.» Die Idee soll ihm bei der Lektüre von James Joyce' «Ulysses» gekommen sein. So, wie Joyce 24 Stunden des Leopold Bloom in Dublin schildert und dabei Assoziationsketten und Subtexte der Menschheitsgeschichte seit Troja aufgerufen werden, wollte auch Eisenstein aus dem «Kapital» eine Tages-Geschichte über «zwei verlorene Menschen» machen. Zwei Jahre ging er mit diesem Vorhaben schwanger, doch alle in Frage kommenden Financiers, das Zentralkomitee, Gaumont in Paris und Hollywood winkten befremdet bis entsetzt ab.

Uraltkamellen und nicht erst gebräuchlich, seit die Bilder laufen lernten. Eisenstein wollte andere, neue Bilder. Aber wie sollten die aussehen, was sind überhaupt Bilder? Sein Ehrgeiz galt Visuellem, das als Vorverständnis im Hirn abläuft. Das ist das Dilemma; selbst die verwegenen Avantgardefilmer purzeln ernüchtern von ihren Höhenflügen zurück ins Flachland der Dollarnoten- und Börsenfassaden-Klischees, egal wie assoziativ montiert wird. Es ist ein Kreuz mit den Bildern.

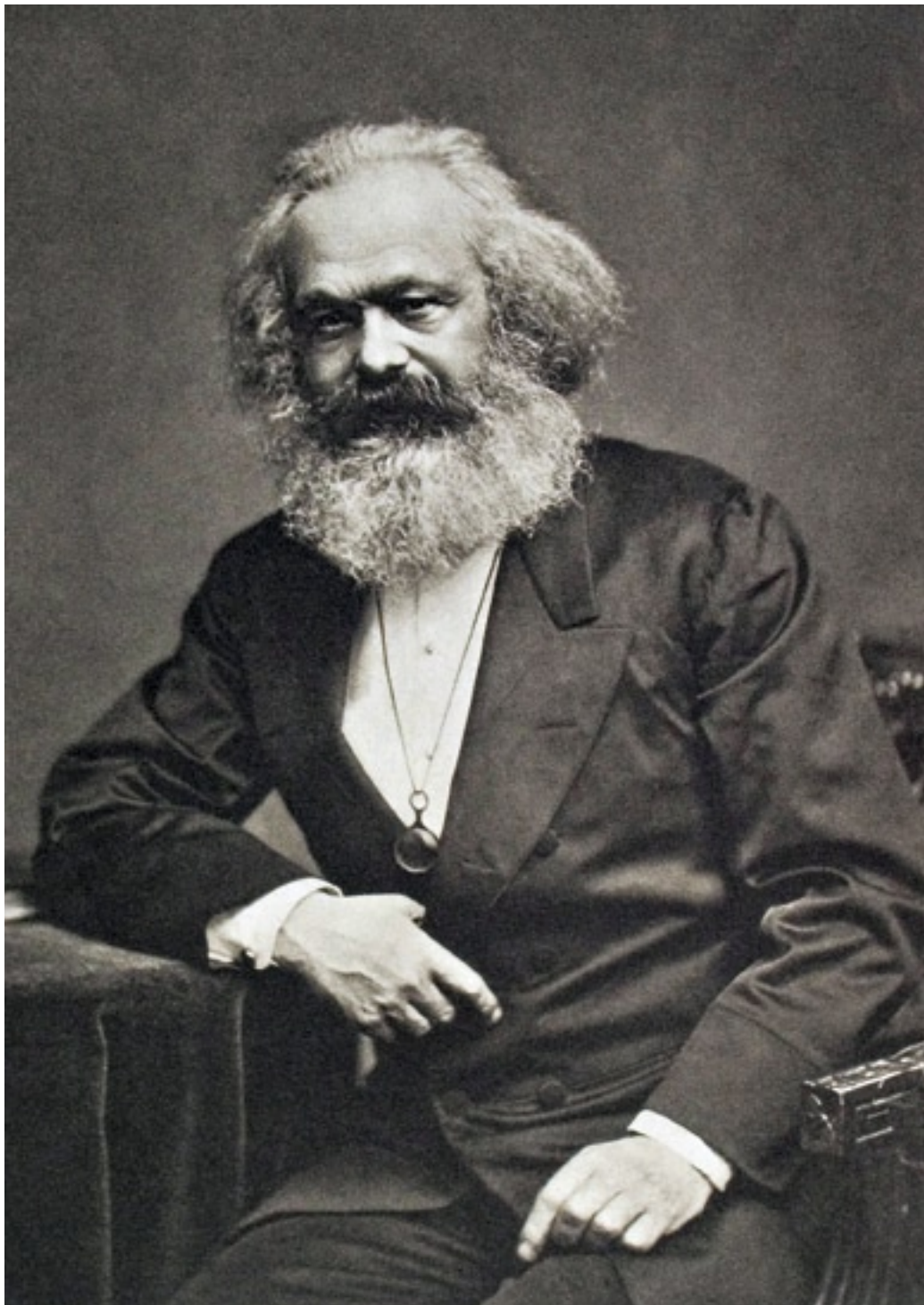
Diese Waghalsigkeit und Unbedingtheit Eisensteins elektrisierte den Kauz der deutschen Intellektuellenzunft: Alexander Kluge, 76. Der Hansdampf in allen hohen Theoriegefil-den, Spiritus Rector des einst «Neuen Deutschen Films», Schriftsteller, TV-Macher und

nun auch DVD-Nutzer, stellte, erstmals nicht fürs Kino oder Fernsehen, sondern gezielt für dieses neue Format, einen Riesenessay (neun Stunden) über Eisensteins bizarres «Kapital»-Vorhaben zusammen. Kluges unstillbare Neugier gilt natürlich dem Rätsel, was Eisenstein dazu getrieben haben könnte, «Das Kapital» verfilmen zu wollen.

Hochgradig närrische Gespräche

Dem gewitzten Denker und geistreichen Formulierer, brillanten Arrangeur von filmischen und anderen Materialien, kam dieser mit einer Laterne durchs Filmrevier wandernde Eisenstein, auf der Suche nach den wahren Bildern, entgegen. Kluge lebt, wenn's an Grenzen geht, herrlich auf. Mit einschmeichelnd sanfter Stimme, ganz dicht am Mikrofon, verführerisch wie ein geschulter Kinderfunk-Märchenonkel befragt er Hochleistungsdenker von Hans Magnus Enzensberger über Peter Sloterdijk und Dietmar Dath bis Oskar Negt (alle Autoren des Suhrkamp-Verlags) zum «Kapital», zu Marx und Eisenstein. Es sind nicht nur informative und unterhaltsame Gespräche, sondern auch – vor allem wenn Philosoph Sloterdijk mit seiner Schwerdenker-Eloquenz ausholt – hochgradig närrische bis verquaste geistige Akrobatikshows. Unter dieser Zirkuskuppel sind Kluges Artisten alles andere als ratlos.

So sieht Sloterdijk im «Kapital» nicht nur eine Nähe zu Homers «Odyssee», sondern auch zu Ovids «Metamorphosen». Marx habe «die Weltreise der Seele in eine Weltreise des Kapitals verwandelt». Denn Homers Odysseus, ein «Stratege», arbeitete mit List, um die «Materialien zu verwandeln, was die Dinge von sich aus nicht tun». Marx habe die «Materie ins grösste Umkleidezimmer geholt, den Kapitalismus, wo die Materie ständig verwandelt wird». Das Problem mit der Entfremdung wiederum vermutet Literaturwissenschaftler Joseph Vogl im marxischen subjektiv-objektiven Verhältnis, einer «intellektuellen Maschine»: «Es ist eine Maschine wie alle anderen Maschinen, die etwas produzieren. Keine Maschine produziert nichts. Jede Maschine ist mit einem Produktionsauftrag verbunden. Interessant ist an der subjektiv-objektiven Maschine, dass sie zwei Enden hat, und an jedem dieser Enden kann ein Schalter betätigt werden, durch den sie in Bewegung gerät. Sobald ein Subjekt anfängt, sich zu bewegen, ist zugleich eine Objektwelt in Bewegung gesetzt, und sobald eine Objektwelt sich bewegt, wird



«Die Weltreise der Seele in eine Weltreise des Kapitals verwandelt»: Karl Marx (1818–1883).

sogleich ein subjektives Moment in Bewegung gesetzt. [...] Das subjektiv-objektive Verhältnis ist also ein Relations-Programm.» Und was produziert es? Eine Welt der Fälschung, die Maschine produziert Illusionen.

Der Erpel aus Entenhausen fehlt

Und wie ist dann, angesichts einer solch bestechenden Analyse, Donald Duck in «Donald der Haarkünstler» einzuschätzen: Fälscher oder Bewusstseinstrimmer? Ein Kunde des Entenhausener Figaros möchte endlich ein Intellektueller sein. Für Donald kein Problem; er rasiert ihm die Birne und legt unter der Haarpracht einen Eierkopf frei. Der Kunde betrachtet sich im Spiegel und ist perplex. Sogleich geht ihm

ein ökonomisches Licht auf: «Plötzlich versteh ich auch den Lehrsatz von der kurzfristigen Bilanzschwebe und der kreditabwürgenden Unsicherheitstheorie.» Da Kluge «Das Kapital» auch von weit weg, mit Opern von Wagner bis Nono, wunderbar umkreist, ist es geradezu sträflich, den Erpel in seinem Assoziationslabyrinth nicht berücksichtigt zu haben. Das Versäumnis sei damit nachgeholt.

Ein weiterer Marxist, Schriftsteller Dietmar Dath, unterhält sich mit Kluge über Eisenstein und dessen Besuch bei James Joyce in Paris: «Ich glaube», so Dath, «Eisenstein hätte sehr viel mehr mit Charles Dickens über die Verfilmung des «Kapitals» reden können. Das Problem mit Joyce ist, dass er ähnlich wie

Shakespeare ein Bild vom Menschen hatte, das im Grunde schon davon ausgeht, dass der ganze ärgerliche Kram gelöst ist. Das heisst, bei Joyce ist der Mensch schon dermassen universal angelegt, dass die Freiheit, um die es in der avantgardistischen Kunst geht – also der eisensteinschen –, keine Möglichkeiten mehr hat.» James Joyce und Eisenstein, ergänzt Kluge, verstehen beide den Tag als universal. Der eine allerdings gehe von einem Menschen aus (Leopold Bloom), der andere dagegen «versteh den Gegenstand als universal». Alles klar.

Zur richtigen Zeit

Alle, die Kluge vor seine Kamera holt, sind herrliche Causeure, vielseitig und vieldeutig, nie verlegen um verblüffende Sprachbilder und Vergleiche. Zuweilen hören sie sich wie ihre eigenen Parodien an. Dem Spass steht manchmal und etwas enervierend Kluges Marotte entgegen, sein Mammutprojekt, das er «Nachrichten aus der ideologischen Antike. Marx – Eisenstein – Das Kapital» nennt, in Schnipsel, Partikel, Bruchstücke zu zerstückeln, mit Lesungen, Spielszenen, Trickaufnahmen, Dokumentarischem, und Textcollagen zu montieren, die die Eigenschaft haben, schon zerronnen zu sein, noch ehe der nächste kluge Einfall kommt.

Aber weil es sich um ein pures DVD-Opus handelt, kann schliesslich jeder, der in Orientierungs- und Verständigungsnöte gerät, die Passagen, die er partout nicht kapiert, so lange wiederholen, bis er glaubt, sie kapiert zu haben. Wenn ein lautstarkes Lob auf das Produkt DVD berechtigt ist, dann ganz sicher bei diesem Neunstundenbrocken – auch wenn der Blick auf Marx und sein «Kapital» eher verwirbelt als geklärt wird. Macht aber nix, vieles hört sich sowieso an wie aus dem Debattierklub Entenhausens.

Bei einer ZDF-Umfrage nach den grössten Deutschen kommt Karl Marx, man staune, hinter Konrad Adenauer und Martin Luther auf Platz drei, und seit der globalen Finanzkrise hat «Das Kapital» sogar bei Nichtmarxisten an Attraktivität gewonnen. Alexander Kluges DVD-Opus erscheint zur richtigen Zeit. Selbst manchem Börsianer scheint zu dämmern, dass Marx exakt beschrieb, was heute das Leben beherrscht: die «Plusmacherei» (Marx) des Kapitals. Der Rest ist lässiger intellektuellen-Voodoo.

Alexander Kluge: Nachrichten aus der ideologischen Antike. Marx – Eisenstein – Das Kapital. Filmedition Suhrkamp, 2008. 3 DVDs, mit 60-seitigem Booklet von A. Kluge

Platz Dada!

Von Peter Rüedi

Man spürt die Absicht, und man ist verstimmt. Wie im Fussball den telefonierten Pass gibt es die telefonierte Pointe. Selbstredend gibt es Strategien des Komischen, eigentliche Grossmeister und Feinmechaniker des komischen Effekts. Die umwerfendste Komik aber ist die, die sich ereignet wie ein Naturereignis, die in ihrer Fraglosigkeit auch die Frage offenlässt, ob da denn überhaupt etwas zum Lachen sei. Karl Valentins erschütternde Vernichtungen von Pointen, der rabenschwarz böartige Alkoholikerhumor von W. C. Fields sind schwer zu übertreffende Höhepunkte in diesem Fach. Und die besten Beispiele aus dem, was wir «Dadaismus» nennen.

Vieles klappert uns heute ja etwas studentenhaft ins Ohr, was an der Zürcher Spiegelgasse zur Zeit des Ersten Weltkriegs als welterschütternde ästhetische Revolution gefeiert wurde. Aber wo, wie in den Gedichten von Hans Arp, in den Texten von Kurt Schwitters oder denen des Russen Daniil Charms, die Sprache selbst in die Luft gesprengt wird und aus den Trümmern wunderbar der Un-Sinn, der Gegen-Sinn, manchmal der schiere Wahnsinn steigt, zeigt sich eine den Improvisationsverfahren des Jazz nahverwandte Methode. Überraschung und alle Komik entsteht aus dem Gefälle zwischen dem Erwarteten und dessen Enttäuschung, entsteht durch Vermeidung des Absichtlichen. Wie im Dadaismus triumphiert im Jazz das Prinzip der Collage, und in beiden entsteht Neues dadurch, dass das Nächstliegende vermieden wird. So ist die Hommage, mit der das Pago Libre Sextett des Innerschweizer Iren John Wolf Brennan den Dadaismus vom Kopf auf die Füsse und zurück auf den Kopf stellt, das Gegenteil eines verkrampften kulturhistorischen Volkshochschulkurses, nämlich ein vitaler und intelligenter Versuch, in der Sinn-Zertrümmerung eine ziemlich gefährliche Komik freizusetzen. Die uns hier spielerisch zugemuteten dadaistischen Apokalypsen kommen uns ziemlich zeitgenössisch vor. Am überzeugendsten gelingt das, wo die dadaistischen Kunst-Stücke mit trivialen Musikmustern kontrastieren. Sehr lustvoll, sehr unterhaltend und, ohne Zeigefinger, sehr tiefsinnig.



Pago Libre Sextett: Platz Dada! Arp, Schwitters, Charms. Christoph-Merian-Verlag, CMV 978-3-85616-373-3

Sturz in den Alptraum

Mit Angelina Jolie als verzweifelter Mutter in «Changeling» gelang Clint Eastwood ein grosses Alterswerk. Von Wolfram Knorr



Spiel mit dem Mut zur Hässlichkeit: Angelina Jolie in «Changeling».

Hollywood zeigte immer Geschick, das öffentliche Image mancher Stars für die Rollenbesetzung zu nutzen. Mike Nichols etwa engagierte für die Verfilmung des Eheschlachtstücks «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?» das hinlänglich skandalisierte Paar Richard Burton und Elizabeth Taylor. Der Erfolg blieb nicht aus. Auch Regie-Monument Clint Eastwood (78!) bewies Cleverness, die Rolle einer alleinstehenden Mutter, die um ihr verschwundenes Kind kämpft, mit Angelina Jolie zu besetzen. Mit dem Thema Kinder, Adoption und Geburt beherrschte sie die mediale Öffentlichkeit und bringt folglich so etwas wie eine doppelte Glaubwürdigkeit in die Hauptrolle von «Changeling».

In den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war Los Angeles eine korrupte Stadt. Profitorgien führten zu Kriminalität und Bestechung. Im Jahre 1928 kam es zu einem Skandal, der als «Wineville Chicken Murders» in die Annalen der Stadtgeschichte einging und den Eastwood nun mit emotionalem Furor dramatisierte. Christine Collins (Jolie), einer Angestellten einer Telefongesellschaft, kommt eines Tages ihr neunjähriger Sohn Walter abhanden. Bald berichten die Medien darüber, und als die Polizei ihn fünf Monate später «gefunden» hat, stellt Christine entsetzt fest, dass der Knabe nicht ihr Filius ist. Auf Druck der Polizei soll sie den

Jungen akzeptieren. Die Behörden, um Erfolg in der Öffentlichkeit bemüht, missbrauchen die alleinstehende Mutter gnadenlos.

Weil sie hartnäckig bleibt, landet sie im Irrenhaus. Es ist ein wahrheitsfanatischer Reverend (John Malkovich), der ihr hilft und dafür sorgt, die Spur auf ein grausiges Verbrechen zu lenken. Wie Eastwood mit Hilfe des glänzenden Drehbuchs von Michael Straczynski, der sich als Reporter und TV-Autor einen Namen machte, das Drama einer Mutter mit einer Medienhatz und einem Verbrechen verknüpft und mit Lokalkolorit erzählt, das ist Weltklasse.

«Changeling» ist eine vertrackte Mixtur aus Kafka und James Ellroy («L. A. Confidential»), aus einem grausigen Entpersonalisierung-Trauma, Mystery und Verbrechen. Wenn Angelina Jolie den ihr fremden Jungen in ihren vier Wänden anbrüllt und niedermacht, weil er nicht ihr Sohn ist, obwohl der Kleine das stur behauptet, ist der Zuschauer so fassungslos wie die verzweifelte Mutter. Da gelingt Eastwood ein schwindelerregender Sturz in emotionale Abgründe. Angelina Jolies Spiel mit dem Mut zur Hässlichkeit ist eine schwindelerregende Gratwanderung zwischen Authentizität und Spiel. Ein Meisterwerk.

Changeling. Regie: Clint Eastwood. USA, 2008

Falsche Schweden

Franz Ferdinand zerren uns in die Disco. Und klingen chanesk aus. Von *Albert Kuhn*

Franz Ferdinand waren nie eine Kritikerband. Sie sind die Superschnösel, die Kunststudenten, die smarten Typen, die es nie schaffen, nicht gelackt und fotogen auszusehen. Desgleichen die Musik. Made in Glasgow, aber man hielt sie für Schweden.

Und Himmel – dieser Sound war aufsehenerregend attraktiv! Verschämt und unisono gestand die Rockpresse: «Ambitiös, sexy und angenehm verrückt. Hitzig, heftig, über und über mit knallenden Dance-Beats beladen. Vielleicht etwas zu perfekt, aber sofort mitsingbar. Das erste grosse Rockalbum 2004.»

2005 erschien ihr zweites Album mit dem menschenfreundlichen Titel «You Could Have It So Much Better». Dass es nicht doppelt so scharf abging wie der Erstling, stürzte die Musterknaben in die Krise. Sie konnten sich nicht massiv verbessern, die Umsätze nicht krass steigern, vom BMW nicht auf den Lamborghini umsteigen! Blamage! Es verging ein Jahr, zwei Jahre, ganze drei Jahre ohne einen neuen Ton von Franz Ferdinand. Luft raus, Charisma abgeblättert, Glück verspielt?

Niemand ist überrascht, dass sich das Schneller-grösser-jünger-Diktat vollumfänglich in der Popmusik abbildet. Eine neue Dimension wurde letzte Woche bekannt: Sex mit reichen Typen führt zu nachweisbar grösserer Orgasmus-Frequenz bei Frauen! Das behauptet jedenfalls eine in der *Times* veröffentlichte Studie der Newcastle University. Reiche und erfolgreiche Männer, erklärt Psychologe Thomas Pollet, seien nicht besser im Sex, aber dieser Sex werde – durchschnittlich – von Frauen als besser erlebt. Der Gedanke an die *platinum card*, an die Faubourg-St-Honoré...

Wie ein guter Lover

Diese banalen Erkenntnisse sind auch in der Männergruppe Franz Ferdinand angekommen. Erste Phase ihres Masterplans: warten. Sich rar machen. Phase zwei: ein sexuell herausfordernder Albumtitel. War einfach: «Tonight: Franz Ferdinand». Nicht der Abend, sondern die Nacht soll ihnen gehören. Drittens: in der Nacht aufnehmen oder wenigstens in verdunkelten Räumen. Es funktionierte unerlaubt gut.

Der Bonus des langen Wartens: Die *boys*, die von und für *girls* singen, sind *men* geworden. Das etwas überhebliche Auftrumpfen, das ihre ersten beiden Alben durchzog, ist einer galanten «Ich hab alle Zeit der Welt»-Haltung gewichen. «Ulysses», erste Single und erste Nummer des Albums, beginnt gar flüsternd.

Verbreitet schwülen, verhaltenen Funk, der erst im Refrain in die FF-übliche Euphorie umschlägt und sich alsbald wieder zurücknimmt – mit einem wunderschönen Break. Wie ein guter Lover.

Ebenso das kokette «No You Girls» mit dem dezenten Afro-Bass: «Nein, ihr Girls wisst es nicht. Nein, ihr Girls wisst es nicht. Wisst es nicht, was ihr mit uns anrichtet.» Und in einer zuckersüss verechoten Passage verlickern sie geständnishaft, dass sie, die Männer, zuweilen echten Stuss von sich geben. Das aber in Impopierpose.

«Lucid Dreams» erwies sich als der Aufreger des Albums. Beginnt als Rocksong, der von seinem Ende her von Elektronik eingespeichelt, zerkaut und geschluckt wird. Rhythmisch. Technoid. Wofür man diese unsäglichen, nicht naturbelassenen, nicht röhrengepeisten Geräte verwendet. Die Freunde des strikten Holzsounds werden nächste Woche auf die Strasse gehen. Weil: Das darf man nicht, aus Rock Techno machen. Doch. Was man nicht darf, das soll man. Experimente verbessern die Welt.

Franz Ferdinand: Tonight: Franz Ferdinand. Musikvertrieb



Smarte Typen: Franz Ferdinand.

Singen gegen Geigen-Bluffer

Von *Christian Berzins*

Der Bluff liegt in der Natur des genialen Geigenspiels. Paganinis Kunst wurde zum Mythos, Jascha Heifetz machte den Zauber im 20. Jahrhundert sichtbar. Mutter, Fischer, Garrett & Co. eifern den beiden fleissig nach, wollen in den berühmten Sälen bejubelt werden. Wer aber das stille Glück hat, Chiara Banchini zuhören zu dürfen, merkt, dass der Geigenklang auch ehrlich sein kann.

Die 1946 in Lugano geborene Musikerin ist eine Pionierin der historischen Aufführungspraxis und beschäftigte sich schon in den siebziger Jahren mit den Originalinstrumenten. Da sich diese Geigerin aber radikal vom romantisierenden Barockspiel verabschiedete, blieb sie in der Spezialistenecke hängen. Banchini grollt deswegen nicht. Neidisch auf einen Giuliano Carmignola, der bei der Deutschen Gramophon zusammen mit einem Dirigenten wie Claudio Abbado Mozart «historisch informiert» einspielen darf, ist die Geigerin nicht. «Giuliano ist doch viel besser als ich!» Nur merkwürdig, zieht dieser Geiger Banchini immer wieder bei, wenn er bei einer Phrasierung nicht mehr weiterweiss.

Banchini ist ihren Weg konsequent gegangen, mag es nicht, dass viele junge Musiker heute immer wieder mal von Modern zu Barock wechseln. «Früher konnte man nicht ein bisschen historisch spielen. Viele der sogenannten Spezialisten spielen Barockmusik sehr schnell und scharf: Das ist falsch. Auf der Barockgeige haben Sie Darmsaiten, darauf muss sich der Bogen weniger rasch bewegen, denn sie reagieren langsamer. Spielt man so schnell wie auf einer modernen Geige, wird der Ton uninteressant.»

Banchini spielt selbst die vermeintlich bloss auf technische Perfektion zielende Musik Giuseppe Tartinis beseelt. «Ein schönes Piano ist wichtiger als wilde Läufe. Mich interessiert ein singender Klang.» Wie als Beweis für ihre singende Geigenkunst lässt sie auf ihrer Tartini-CD die Sopranistin Patrizia Bovi mittun. Ganz ohne Geigen-Bluff wird Tartini zum grossen Komponisten.



Chiara Banchini: Violinsonaten von Aria del Tasso und Tartini. Zig-Zag Territoires 2008/Musicora.

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Mittellandzeitung*.

Eine zufällige Begegnung

Eigentlich sollte ihn niemand antreffen. Aber dann klingelte es in der Ferienwohnung, wo man ihn versteckt hatte. Die junge Frau war so überrascht wie er selbst. «Doppelpass», Folge 9. Von Charles Lewinsky

Ein Mann. Ein fremder Mann. Ein Schwarzer. In Unterhosen und mit nacktem Oberkörper. Muskulös. Eine Narbe am Arm. Nicht unattraktiv. Überhaupt nicht unattraktiv. Irgendwie interessant sogar. Aber ...

Ilona hatte gesagt, die Wohnung sei leer. Die ganze Saison. Weil sie sich doch das Bein gebrochen hatte. Ganz idiotisch ausgerutscht. Beim Aussteigen aus der Badewanne. Auf allen vieren zum Telefon gerobbt. Die Sanitäter hatten die Tür aufbrechen müssen, weil sie nicht aufstehen konnte. Hatte auf dem Teppich gelegen, nackt und nass. Ausgerechnet Ilona, die immer so gestylt war. Nicht mehr jung, aber perfekt geliftet.

Konnte natürlich nicht Ski fahren mit dem Bein, und deshalb stand die Ferienwohnung leer, und sie hatte ihr den Schlüssel angeboten. Ihrer Sekretärin. Einfach so. Und hatte ihr drei Tage freigegeben. Grosszügig. Ilona war immer grosszügig. Und dabei eine scharfe Rechnerin. Das musste man sein, wenn man jedes Jahr die Miss-Swiss-Wahl organisierte. Aber nicht geizig. Hatte ihr den Schlüssel gegeben und ganz vergessen, dass sie die Wohnung schon jemand anderem versprochen hatte.

Der fremde Mann, der Schwarze, stand einfach da in seiner Unterhose. Nicht Calvin Klein und nicht Tommy Hilfiger. Etwas Billiges. Aber ein muskulöser Bauch. Nicht gerade Waschbrett, aber beinahe.

Stand einfach da und sagte keinen Ton.

«Sind Sie ein Freund von Ilona?»

Keine Antwort. Als ob er die Frage gar nicht verstanden hätte.

«Ilona. Sie kennen doch Ilona.»

«Pardon?» Ein seltsamer Akzent, aber es war wohl Französisch. Von ihr aus. Nach einem Welschlandjahr macht einem das keine Probleme.

«Vous connaissez Ilona?»

«Peut-être.»

Was war das für eine Antwort? Versuchte er etwa den Lässigen zu markieren? In einer Unterhose vom Grabbeltisch?

Stand einfach da. Machte keine Bewegung. Weder um die Tür wieder zu schliessen noch um sie hereinzulassen. Liess sie einfach da stehen mit ihrer Tasche in der Hand.



Vielleicht war er nur schüchtern. Die meisten Männer waren schüchtern, wenn sie es mit Frauen zu tun hatten. Vor allem die Männer, die besonders selbstsicher taten.

«Puis-je entrer?»

Er machte einen Schritt zur Seite. Kräftige Beine, aber ein bisschen zu kurz. Definitiv kein Model. Wahrscheinlich kannte ihn Ilona privat. Wenn es ums Netzwerken ging, war sie absolute Spitze.

Die Wohnung sauber aufgeräumt. Nur der Tisch an die Wand geschoben, dass die Stühle dahinter eingeklemmt waren. Er zog ihn an seinen Platz zurück, so eifrig, als ob er ein schlechtes Gewissen hätte.

Sie sah sich diskret um, aber da war nirgends etwas Persönliches zu entdecken. Nicht einmal eine Zeitung oder ein Buch. Der Fernseher lief, ohne Ton.

«Ilona hat mir die Wohnung angeboten.» Ihr Französisch war überhaupt nicht eingerostet. «Ich wollte hier ein paar Tage ausspannen, aber ...»

«Natürlich», sagte der Mann. «Ich werde gehen.» Stand auf und machte einen Schritt zur Zimmertüre hin. Als ob er gleich anfangen wolle zu packen.

«Nein, bitte nicht.» Obwohl es natürlich das Praktischste gewesen wäre. «Es muss ein Missverständnis sein, dass wir beide gleichzeitig. Ilona ist manchmal ein bisschen ... Aber Sie kennen sie ja.»

Der Mann lächelte zum ersten Mal. «Nicht sehr gut», sagte er. «Nein, ich kenne Ilona nicht sehr gut.»

Wenn er lächelte, merkte man erst, wie jung

er war. Schöne Zähne. Wirkten vielleicht auch nur wegen des Kontrasts so besonders weiss.

Dann sah er plötzlich an sich hinunter und errötete. Nein, er errötete nicht. Aber man sah seinem Gesicht an, dass er rot geworden wäre, wenn er nicht so eine dunkle Haut gehabt hätte.

«Pardon», sagte er. Hielt sich die Hand vor den Schritt. Ganz verlegen. Irgendwie herzlich. Rannte hinaus.

Konnte einer wirklich vergessen, dass er gar nichts anhatte?

Im Fernseher lief lautlos irgendein alter Film.

Dann kam er zurück und war angezogen. Eigentlich schade. Eine schlabberige Hose und ein T-Shirt mit einem Fussballklub-Logo. Definitiv kein Model. Was Ilona wohl mit dem am Hut hatte?

Wollte sich wieder hinsetzen, ganz automatisch, und zögerte dann. Als ob er sich nicht traute. blieb stehen. «Soll ich einen Tee machen?»

«Lieber Kaffee. Ohne Milch und ohne Zucker. Ich muss auf meine Linie achten.»

Das war ein Stichwort, das sich schon oft bewährt hatte. Die Männer sagten dann: «Auf die Linie achten? Sie doch nicht!» – und schon kam man ins Gespräch. Sie waren immer sehr beeindruckt, wenn sie hörten, wo sie arbeitete. Obwohl sie selber bei einer Miss-Swiss-Wahl keine Chance gehabt hätte. Weil ein hübsches Gesicht dafür nicht reichte. Man musste auch abgehungert sein bis auf die Knochen. Aber das würde sie sich nie antun. Lieber ein bisschen pummelig und dafür das Leben genießen. Dafür war der Job genau richtig. Man lernte eine Menge interessanter Leute kennen, und es war immer etwas los.



Nescafé. Er brachte doch tatsächlich ein Glas mit heissem Wasser und eine Dose Nescafé. Nicht einmal auf einem Tablett. Den Löffel holte er aus der Hosentasche. Ein komischer Typ.

Aber irgendwie süß.

«Und wie machen wir das jetzt? Wir können hier ja nicht gut alle beide ...»

«Ich kann auf dem Boden schlafen», sagte er. «Das bin ich gewohnt. Oder ich gehe einfach. Aber rufen Sie bitte nicht die Polizei.»

Polizei?

«Ich bin nämlich gar nicht hier.» Als ob damit alles erklärt wäre. «Es ist niemand in der Wohnung.»

«Aber Ilona ...»

«Ich kenne keine Ilona.» Er zuckte die Schultern und legte seine beiden Hände vor sich auf den Tisch. Wie um zu zeigen, dass sie leer waren. Die Handflächen heller als der Rest seines Körpers.

Wenn man eine Chefin hat, die ständig ihre Termine vergisst und sich dann wundert, warum man sie nicht an etwas erinnert hat, von dem man gar nichts wissen konnte, wenn man jeden Tag das Chaos anderer Leute zurechtorganisieren muss, dann lernt man zu fragen. So lang zu fragen, bis man weiss, was wirklich los ist.

Zuerst war er wortkarg. Nicht als ob er etwas verstecken wollte. Mehr wie einer, der eine Weile mit niemandem geredet hat und nicht mehr weiss, wie das geht. Aber dann sprudelte es nur so aus ihm heraus. Manchmal musste sie sogar ihre Hand auf die seine legen, wie um zu sagen: Nicht so schnell! Auch wenn man gut Französisch konnte – so leicht war sein Akzent auch wieder nicht zu verstehen.

Er war gleich alt wie sie. Das war das Verrückte. Nicht auf den Tag genau, natürlich, das wäre zu viel Zufall gewesen. Aber doch auf den Monat. Gleich alt und hatte schon so viel erlebt. Und alles wichtige Sachen.

Das war etwas, was sie sich schon oft überlegt hatte. Die meisten Sachen im Leben waren nicht wichtig. Waren nicht wirklich. Man machte etwas, oder man liess es bleiben, und es kam überhaupt nicht drauf an. Ob man in das eine Lokal ging oder in ein anderes, ob man dieses Kleid anzog oder jenes – alles scheiss-egal. Wichtige Dinge passierten selten. Jemanden heiraten, das wäre so etwas gewesen. Vielleicht. Aber mit einem ins Bett gehen zum Beispiel – das konnte man tun oder bleibenlassen, und vier Wochen später erinnerte man sich nicht einmal mehr.

Alles nicht wichtig.

Aber er ...

Nur schon, wie er sich nach Marokko durchgeschlagen hatte, weil es dort Schiffe gab, die einen nach Spanien schmuggelten. Und wie es beim ersten Mal schiefgegangen war. Von der Küstenwache erwischt. Sie hatten ihm den Pass abgenommen, den teuren, falschen, fast echten Pass, und hatten ihn in ein Lager gebracht. Es war kein Gefängnis, und man hatte ihn nicht gefoltert oder so, aber er war doch eingesperrt gewesen. Hatte etwas Wichtiges erlebt. Etwas Wirkliches. Und dann der zweite Versuch. Der erfolgreiche. Achtundvierzig Stunden in einem Lastwagen versteckt, bis er in der Schweiz angekommen war.

Und wollte ein Cousin vom Tom Keita sein. Wollte sogar gleich heissen. Sie interessierte

sich nicht für Fussball, aber den Namen kannte sie. Im Moment schrieben ja alle Zeitungen über ihn. Sein Cousin.

So ganz glaubte sie ihm das zwar nicht. Männer erzählten gern von all den wichtigen Menschen, die sie kannten. Wollten einen damit beeindrucken.

Obwohl ... Tom Keita war mit dieser Claudia zusammen, die auf den Fotos in der *SI* so überfreundlich gelächelt hatte. Die war einmal – vor ihrer Zeit – Miss Swiss gewesen, oder doch Dritte oder Vierte, und kannte daher Ilona Federspiel. Es war also durchaus möglich, dass er den Schlüssel zur Wohnung auf diesem Weg ...

Aber darauf kam es eigentlich gar nicht an. Er war einer, der wichtige Dinge erlebt hatte. Wirkliche Dinge. Und war dabei nicht älter als sie. Nun ja, die paar Tage. Einer mit einer Narbe am Arm und einer billigen Unterhose. Aber interessant. Anders als die Typen, die man sonst traf. Nicht nach der gleichen Schablone geschnitten. Einer, dem man sonst nicht begegnete.

Und einfach nur ausspannen war eigentlich langweilig. Natürlich, die drei freien Tage hatte sie gern angenommen. Und die Ferienwohnung. Aber man wollte ja auch etwas erleben. Und hier oben war jetzt keine Saison. Total tote Hose. In den Bars traf man wahrscheinlich nur arbeitslose Skilehrer. Aufreissertypen, die sich die Goldmedaille im One-Night-Stand holen wollten.

Während er ...

Er konnte einen so hilflos anschauen wie ein ganz kleiner Junge. Irgendwie *schnuslig*.

Und er hatte nicht schlecht ausgesehen, vorher in seiner Unterhose.

Wenn man ihn anlächelte, wurde er ganz verlegen. Das hatte sie an Männern schon immer gemocht. Und mit einem Schwarzen hatte sie noch nie. Wenn auch bestimmt nicht all die Wunderdinge stimmten, die man sich von ihnen erzählte.

Man konnte sich auch anders erholen als beim Skifahren.

Ihn erst einmal näher kennenlernen. Sympathisch war er ja. Und muskulös. Irgendwie reizvoll.

«Heute können Sie gern noch hierbleiben», sagte sie deshalb.

«Danke.» Als ob es ganz selbstverständlich wäre, dass sie zu bestimmen hatte.

«Wir werden schon aneinander vorbeikommen.»

«Man kann die Zimmertüren abschliessen. Ich schlafe dann hier drin. Auf dem Boden.»

Lächeln. Ihn einfach wieder anlächeln.

«Das wird nicht nötig sein.»

Folge 10 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Freipass für alle? Personenfreizügigkeitspäckli: Warum **NEIN**?



Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien?	NEIN
Unkontrollierte Einwanderung?	NEIN
Undemokratisches Päckli?	NEIN
Erpressungen der EU?	NEIN
Arbeitsplatzverlust?	NEIN
Aushöhlung der AHV?	NEIN
Plünderung der Arbeitslosenkasse?	NEIN
Tiefere Löhne?	NEIN
Drohung, Wegfall gesamte Bilaterale I?	NEIN
Immer mehr Ausländerkriminalität?	NEIN



Darum: Personenfreizügigkeit
Bulgarien und Rumänien
NEIN

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet

Darf ich als grosser Fan der englischen Fussballnationalmannschaft Ferien an der Algarve buchen, obwohl die Engländer schon viele wichtige Spiele gegen die Portugiesen verloren haben?

Andy Kramer, Wettingen



Go – and go at once, before it's too late. For years Portugal has beaten England at football, and the English have taken revenge by staging symbolic invasions of Portugal: «holidays», you call them. The English arrive with pockets full of strong pounds, humiliate Portuguese taxi drivers by paying for a five-euro crosstown ride with a ten-euro note and saying: «Keep the change, mate», before getting drunk and symbolically vomiting all over Portuguese soil. But hurry! The financial industry, which kept Britain afloat, has collapsed. The pound is plummeting. Soon Portuguese tourists will be invading Britain and telling you: «Keep the change, mate.» This is your last chance.

Simon Kuper

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Realistin Querdenker

Den Partner finden, der wirklich passt.

Kein Mensch ist wie der andere. Das wissenschaftliche PARSHIP-Prinzip vergleicht 30 wesentliche Persönlichkeitsmerkmale und schlägt Ihnen Partner vor, die Sie optimal ergänzen.

www.weltwoche.ch/partnersuche



DIE WELTWOCH

Wer passt zu Ihnen?
Jetzt kostenlos anmelden.

Zitate

STADT
TAGBLATT

Als die Druckfahnen des Buchs bei DRS 2 kursierten, da habe sich «blankes Entsetzen» breitgemacht, berichtet Margrit Sprecher in der *Zeit*. Die Mailberge in den Briefkästen von Verlag und Autorin seien angeschwollen, «und als sie keine Wirkung zeigten, wurde eine Unterschriftensammlung gestartet und eine superprovisorische Verfügung, ein gerichtlicher Auslieferungsstopp erwogen». Nicht weniger als 92 Korrekturen verlangte Arthur Godel, der langjährige Programmleiter des Senders. Vergleichlich. Sprecher blieb unerbittlich, liess sich nicht erweichen, und erst Radiodirektor Walter Rüegg machte dem juristischen Treiben seiner Untergebenen ein Ende, wie die *Weltwoche* zu berichten weiss.

St. Galler Tagblatt, 17. Januar 2009

NEUE
LÜZERNER ZEITUNG

Die Vorwürfe sind happig, welche die aktuelle *Weltwoche* in ihrem Beitrag macht: Von Filz ist die Rede, von Verstoss gegen die Unvereinbarkeitsklausel. «Die SBB und Waggonbauer Peter Spuhler bezahlen heimlich ihren neuen Lobbyisten: Ständerat Peter Bieri», heisst es da. [...] Der Zuger Ständerat kann mit den Filz-Vorwürfen der *Weltwoche* wenig anfangen und ist sich keiner Schuld bewusst. «Das ist doch purer Rufmord.» Substanziell sei an den Vorwürfen überhaupt nichts. «Wir haben das abklären lassen. Der Rechtsdienst des Parlaments kam zum Schluss, dass Litra von der Unvereinbarkeitsklausel nicht betroffen ist», stellt Bieri klar.

Neue Luzerner Zeitung, 16. Januar 2009

AARGAUER
ZEITUNG

Alles begann mit dem Versprechen, nichts vor dem 16. Januar 2009 zu verraten. Kein Zitat aus dem Roman, keinen Hinweis über den Inhalt. Nichts. «Vertraulichkeitserklärung» heisst das im Juristendeutsch. «Bei Verstoss gegen diese Vereinbarung», drohte der Rowohlt-Verlag, «wird eine Vertragsstrafe von 250 000 Euro fällig.» Gegenstand dieses Marketingregimes: Daniel Kehlmanns Buch «Ruhm» mit dem Untertitel «Ein Roman in neun Geschichten». [...] Alle liessen sich allerdings nicht per Kontrakt an die Kandare nehmen. Die *Weltwoche* kam über andere Kanäle zum Manuskript und erklärte bereits neun Tage vor der 250 000-Euro-Guillotine, was Daniel Kehlmann in «Ruhm» erzählt und dass er damit «Weltliteratur geschaffen» habe. Ein grosses Wort. Immerhin: Sämtliche Vertraulichkeitserklärungen sind seither Makulatur.

Aargauer Zeitung, 13. Januar 2009

WÜRDEN SIE NOCH AN MEINE KONZERTE
KOMMEN, WENN ICH HIV-POSITIV WÄRE?
GEGEN AIDS. FÜR DIE BETROFFENEN.



AIDS-HILFE SCHWEIZ
AIDE SUISSE CONTRE LE SIDA
AIUTO AIDS SVIZZERO

Stephan Eicher unterstützt Menschen mit HIV.
Helfen Sie mit: PC-Konto 30-10900-5, www.aids.ch

 **LHIVE**
www.lhive.ch

 **AIDES**

